SPEX
MUSIK ZUR ZEIT

working week · dee c. lee
andy warhol · nick cave

Das Gute Gespräch – Sänger und Selbst

Die Farbe lila.

Dee C. Lee

noise pop
Der alternative Hype?

150 neue Bands rotten sich zusammen.

NEUE SINGLE
JUNIMOND
CBS 650030

RIO REISER

KÖNIG VON DEUTSCHLAND



AKTUELLE LP · MC · CD
RIO REISER · RIO I
CBS 26 862

CBS

6.9. SCHÜTTDORF, Vechtewiese (Open Air) • **14.9. NIEBÜLL,** Stadthalle • **16.9. BORKEN,** Stadthalle Vennehof • **17.9. UNNA,** Stadthalle • **18.9. BOCHUM,** Zeche • **20.9. BREMEN,** Schlachthof • **22.9. OSNABRÜCK,** Hydepark • **23.9. HANNOVER,** Musikzirkus • **24.9. KASSEL,** Musiktheater • **25.9. FRANKFURT,** Volksbildungsheim • **26.9. SAARBRÜCKEN,** Universität • **28.9. NÜRNBERG,** Rührersaal • **29.9. MÜNCHEN,** Theater Fabrik • **30.9. STUTTGART,** Theaterhaus, Wangen • **1.10. KEHL,** Stadthalle • **2.10. MANNHEIM,** Capitol • **3.10. KARLSRUHE,** Oststadthalle • **5.10. KÖLN,** Wartesaal • **7.10. BONN,** Biskuithalle **8.10. BRAUNSCHWEIG,** Atlantis • **9.10. BIELEFELD,** PC 69 • **11.10. HAMBURG,** Markthalle • **12.10. BERLIN,** Tempodrom

INHALT

I M P R E S S U M

◆ **Verlag und Herausgeber:** SPEX Verlagsgemeinschaft Peter Bömmels, Wolfgang Burat, Clara Drechsler, Lothar Gorris, Jutta Koether, Ralf Niemczyk, Christoph Pracht, Wilfried Rütten, Dirk Scheuring GbR ◆ **Redaktion:** Diedrich Diederichsen (V. i. S. d. P.), Clara Drechsler, Lothar Gorris ◆ **Geschäftsführer:** Gerd Gummersbach ◆ **Mitarbeiter:** Götz Alsmann, Andreas Bach, Andreas Banaski, Blixa Bargeld, Chris Bohn, Werner Büttner, Alf Burchardt, Brecht Brozio, Peter H. Boettcher, Stuart Cosgrove, Detlef Diederichsen, Kay Eckardt, Heike Melba Fendel, Karin Fischer, Petra Gall, ar/gee Gleim, Rainald Goetz, Thomas Hecken, Herfried Henke, Manfred Hermes, Martin Hoffmann, Mechthild Holter, Frank Janning, Reinhard Jud, Hans Keller, Moni Kellermann, Martin Kippenberger, Uwe Klinkmann, Alfred Knödler, Frank Lähnemann, Lorenz Lorenz, Joachim Lottmann, Olaf Dante Marx, Monika Miller, Andreas Mink, Hans Nieswandt, Joachim Ody, Albert Oehlen, Tony Parsons, Andrea Pracht, Freddie Röckenhaus, Michael Ruff, Frank Sawatzki, Bernhard Schaub, Markus Schneider, Michael Seidler, Peter Sempel, Nikki Sudden, Mayo Thompson, Hung Min-Yeh, Wolfgang Wesener, Joey Wimplinger, Thomas Zimmermann ◆ **Layout:** CCCP · Christoph Pracht, Rüdiger Pracht ◆ **Anzeigenleitung:** Creative Communication Christoph Pracht, Ralf Niemczyk, Maastrichter Str. 46, 5000 Köln 1, Telefon 0221/527379 ◆ Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 7. 1986 ◆ Anzeigenschluß für die September-Ausgabe ist am **15. 9. 1986,** Redaktionsschluß: **10. 9. 1986** ◆ **Druck:** Henke Pressedruck und Verlag GmbH, Berlin ◆ **Satz:** Satzpavillon Porz, Satzstudio Horlemann, Gerwin & Scharlau Fotosatz ◆ **Repro:** Wargalla + Kleinsorge ◆ **Vertrieb:** Saarbach, Follerstr. 2, 5000 Köln 1 ◆ **Abonnement:** SPEX, Abt. Abo, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1 ◆ ◆ Das Abonnement für ein Jahr kostet: Inland DM 48,–, Ausland DM 55,– incl. Porto und MwSt. Auflage: 40.000 ◆

SPEX Verlagsgemeinschaft GbR · Severinsmühlengasse 1 · 5000 Köln 1 · Telefon (0221) 32 96 57



Foto: Moni Kellermann



Schwarz, alt, böse – Angst! Rufus Thomas, Gebieter über New Orleans, Dogs und Funky Chickens, weilte in Hamburg. Die SPEX-Redaktion blieb zitternd unter der Bettdecke. Stellt Euch dem Anblick nietengepanzerter Kampfshorts ... wir können nur aus der Ferne unsere Hochachtung entbieten.
Großer Rufus, möge der Boden unter Deinem Tanzschritt erzittern, Dein Mikrokabel aber sei die Geißel aller Kleingläubigen.

■ Was man macht, um in Hamburg das richtige Nachtleben mitzukriegen, fragt da jemand? Klar, man wandelt auf den Spuren von **Hans Albers** und **Mucki Pinzner** und landet auf der Reeperbahn; und als Höhepunkt dann die Besichtigung der Herbertstraße. Dort – für den Unkundigen – reiht sich ein Haus der Freude an das nächste, in den Schaufenstern sitzen die jungen Damen, die ihre Dienste anbieten. Der besondere Clou: Der Eingang zur Straße ist durch ein großes Tor versperrt, durch das kein Minderjähriger oder Mensch weiblichen Geschlechts treten darf. Wagt das eine Frau, die nicht im Gewerbe tätig ist, wird sie von den Beschäftigten auf der Herbertstraße nicht nur aufs übelste beschimpft, sondern kann sogar zum Ziel gewaltsamer Angriffe werden. Soviel zur Vorinformation. Nun begab es sich also im August 1986, daß ein gewiser **Brian Eno** in derselben Stadt, die Reeperbahn und Herbertstraße ihr eigen nennt, in einer Halle die neuesten seiner Videoinstallationen zeigte. Unternehmungslustig, wie der Herr aus England nun mal ist, wollte er so richtig einen draufmachen. Nicht, daß das moralisch verwerflich wäre – Gott behüte! Nur machte der Mann den Fehler, eine Dame mitzunehmen, ein Fauxpas, der von den Gewerbetreibenden durch Ausschüttung eines Eimers Wasser geahndet wurde. Gemeint war die potentielle Konkurrentin, getroffen wurde der potentielle Kunde. Ob Zufall oder höhere Gerechtigkeit: jedenfalls war das die rauschende Reeperbahn-Nacht. Was lernen wir daraus? Nichts.

■ Genug der schadenfrohen Geschichten. Hin zu wertvollen Informationen über den Guru der Generationen von Günter Amendt bis Diedrich Diederichsen – **Bob Dylan**. Findige Amerikaner haben ein Computer-Software-Programm hergestellt, mit dem der Meister auf alle wesentlichen Fragen der Zeit die richtige Antwort gibt. Grundlage für diese Antworten sind alle jemals geschriebenen Songtexte, die eingespeichert wurden. Bob Dylan war übrigens selbst bei der Herstellung des Programms behilflich. Was zum Bespiel, Herr Dylan, halten Sie vom amerikanischen Bombardement auf Libyen ? »How much do I know / To talk out of turn / You might say that I'm young / You might say I'm unlearned.« Und dieses Zitat, Herr Dylan, aus Ihrem vortrefflichen Werk »Masters of War« ist alles was Ihnen dazu einfällt? »Ja«!

■ Diese und folgende Geschichte bewiesen wieder: Traue dem Künstler nicht. Auf der USA-Tour von **The Cure** ließ sich, vielleicht gar inspiriert durch die nicht hinreichend lebensbejahenden Texte, ein Fan dazu hinreißen, während des Konzertes und vor aller Augen seinem Leben mit gezielten Messerstichen ein Ende zu setzen. Das sportliche Publikum reagierte – weit davon entfernt, den Mann an seinem Vorhaben zu hindern – mit Anfeuerung und freundlichem Applaus.

■ Anläßlich des englischen Starts von Alan Cox' **„Sid and Nancy"** Films und dem von **Joe Strummer** geschriebenen und gesungenen Titelstücks „Love Kills" gab Rebel-Rocker No. 1 im Ruhestand zum ersten Mal seit langer Zeit wieder Interviews, die geprägt waren von Selbstmitleid, Resignation und Selbstkritik besonders zum Fall Jones vs. Strummer. In solch einer Verfassung ist kaum zu erwarten, daß er sich nochmal aufrafft um wieder eine dezente Platte einzuspielen. Alan Cox' neuer Film spielt übrigens in Nicaragua – die Filmaufnahmen dort sollen im Zusammenarbeit mit **The Pogues** entstehen.

■ Nach seinem Blanco-Y-Negro-Vorbild hat Rough Trades' **Geoff Travis** ein neues Label gegründet, das auf ähnlich halb-independent halbindustrieller Ebene operieren soll wie Blanco Y Negro. Diesmal ist der Partner Chrysalis, das die Produkte des **Blue-Guitar-Labels** vertreiben wird (vorerst nur in England). Die ersten beiden Bands des Labels sind **Mighty Lemon Drops** und **Shop Assistants**, von letzteren ist in Bälde die erste LP zu erwarten.

■ Eine neue Variante in der Aid-Epidemie: **That Petrol Emotion** bestritten in London ein Konzert um mit den Einnahmen der befreundeten Band **The Turncoats** die Aufnahmekosten für eine erste Platte zu ermöglichen.

■ Konkretisiert haben sich die Pläne **Iggy Pops** für eine neue LP. Die Plattenaufnahmen in der Schweiz sind abgeschlossen. Die LP soll „Blah Blah Blah" heißen; mehrere Stücke sind in Zusammenarbeit mit Bowie entstanden, außerdem ist an der Gitarre **Steve Jones** (Sex Pistols) zu hören, der auch einen Song zur LP beisteuerte.

■ Aufgelöst haben sich nach kurzer Karriere die **June Brides**. Anstatt erfolglos zu enden – die Band hatte nicht den Plattenvertrag bekommen, den sie wollte – haben sie beschlossen, lieber zur Legende zu werden. Als Letztes wird eine erst kürzlich eingespielte John-Peel-Session auf Platte veröffentlicht. Außer Sänger Phil, der eine Solo-Karriere bei Creation beginnen will, sind die weiteren Pläne der anderen Bandmitglieder unklar.

■ Schon längst hat **Malcolm McLaren** die trivialen Gefilde der Popmusik verlassen. So wird z. B. unter Federführung von **Steven Spielberg** und dem Budget von zwei Millionen Pfund McLarens Oper für eine Broadway-Vorführung inszeniert. Und auch sein schon länger angekündigter Surf-Film hat einen Titel und einen vagen Starttermin: »The Surf Can't Help It« soll im nächsten Sommer in den amerikanischen Kinos zu sehen sein. Derweil plant das New Museum of Contemporary Art in New York eine Retrospektive über sein Werk im nächsten Jahr, incl. Musik, Plattencover, Videos, Filme etc. Gleichzeitig zu dieser Großoffensive 1987 will Craig Broberg sein Buch »The Wicked Ways of Malcolm McLaren« fertig haben.

■ Etwas großspurig ist für den September eine **Byrds**-Tour durch die Bundesrepublik angekündigt: **Gene Clark** (der nur ganz am Anfang mit dabei war) wird singen und den Baß wird **John York** spielen, der 1969/70 in dieser Funktion dort tätig war. Der Rest der Band hat mit den Byrds so wenig zu tun wie der Schreiber dieser Zeilen. Derweil wurde der zu fünf Jahren wegen Koks- und Waffenbesitz einsitzende drittwichtigste Byrd aller Zeiten **David Crosby** im Gnadenwege frühzeitig entlassen. In der Zelle hat er drei Songs geschrieben. Jedes Jahr einen.

■ Nochmal zurück zu **Brian Eno**. Schon vor einiger Zeit hatte das amerikanische Kunst-Magazin **Artforum** ihrer Auflage eine Flexi-Disc mit Musik von Laurie Anderson beigelegt. Brian Eno ist als nächstem diese Ehre zuteil geworden. In dem begleitenden Interview erklärt Brian Eno übrigens auch wie das menschliche Ohr funktioniert – seiner Meinung nach auf die gleiche Weise wie die Augen von Fröschen (??!).

■ Wer gerne möchte, daß seine neue LP von **Kim Fowley** produziert wird, sollte seine Band einfach nach einer Fowley-LP benennen. So nämlich machte es die eher unbekannte Band **International Heroes**, was Fowley so schmeichelte, daß er sofort bereit war sie zu produzieren, ohne daß ihm die Band sonderlich gefiel.

■ Und wer gerne möchte, daß sein Video von **Andy Warhol** gemacht wird, und daß jener auch noch dadrin mitspielt, sollte sich öfter in London aufhalten, wo Warhol kürzlich in der D'Offay-Gallery seiner Ausstellungseröffnung beiwohnte und bei dieser Gelegenheit die jungen Leute, die in einer Band namens **Curiosity Killed The Cat** spielen, kennenlernte und sich von deren neuen Ideen so begeistern ließ, daß er die Verantwortung für das Video der Single übernahm.

■ Nachdem die deutsche Phonogram die Geduld mit **Thomas Fehlmann** verloren hat – sowohl die Palais-Schaumburg-LPs als auch die ersten Solo-Versuche Fehlmanns waren ja klassische Flops – ist der gute Mann bei Daniel Millers **Mute**-Label untergekommen.

■ Dieses Jahr wieder Berlin Atonal: Termin ist der 24. bis 26. Oktober, in der TU in Berlin.

■ Nachdem **Elvis Costello** ja anläßlich seiner letzten LP erklärte, daß Elvis tot sei und er jetzt unter seinem bürgerlichen Namen weitermache, erfolgte inzwischen der komplette Rückzieher. Nicht nur eine Tournee mit dem Headliner Elvis Costello And The Attractions (Achtung Exkurs! Ferner noch dabei The Costello Show, The Confederates and The Coward Brothers plus dem Spectacular Spinning Songbook, d. h. einem großen Zahlenrad, wo für jede der 40 Zahlen ein Titel steht und das bei jedem Konzert von einem Herrn oder einer Dame aus dem Publikum in Bewegung gesetzt wird, um zu ermitteln welches von 40 Stücken Costello und seine Mannen spielen sollen), sondern auch eine neue LP unter altem Namen, produziert von Nick Lowe. »Blood Chocolate« wird übrigens seine letzte LP bei RCA. Was wir mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen, nachdem nämlich die RCA anläßlich der euphorischen Eurythmics LP-Kritik von Clara Drechsler jede Zusammenarbeit mit Spex aufkündigte.
Die übernächste LP von Costello wird auf dem eigenen Imp-Label veröffentlicht und über Demon vertrieben. ■



Evan Lurie, John Lurie · Foto: W. Wesener

LOUNGE LIZARDS

BEHAUPTUNGEN ÜBER DAS WERK

»Seit sechs Monaten sind wir unterwegs, und nirgendwo haben wir schlechte Kritiken bekommen. Überall lieben sie uns, in Japan, in Amerika. Und ausgerechnet in Hamburg macht man uns fertig. Wo es doch so sympathisch schien.« Hm ja, wie unangenehm. Blöde Situation. Dabei bin ich völlig unschuldig. Ein Hamburger Journalist, na gut, ein Freund von mir, hatte für das bevorstehende Lounge-Lizards-Konzert einen nostalgischen Abend prophezeit, bei dem »junge Gläubige ihre imaginären Saxophone spielen würden wie einst Grateful Dead die Gitarren«. Sehr schöner Vergleich übrigens; zwar ließ man im allgemeinen die Saxophone stecken, aber schon nach wenigen Stücken griff das Wackelfieber um sich. Dabei herrschten nicht die akademischen Jazzkenner (sie standen in kleinen Grüppchen weiter hinten, fachmännisch simpelnd) vor — nein, riesige Mengen an niedlichen, kleinen, schicken Mädchen waren da, mit ihren Jungs. Das ist doch bemerkenswert, da sieht man doch, wie kleidsam so ein Konzertbesuch ist. Dieses Publikum war denn auch völlig hingerissen, kriegte sich gar nicht mehr ein vor Begeisterung. Man konnte sich wirklich nur noch wundern.

Vor allem, wenn man vorher ein längeres Gespräch mit John Lurie hatte. Es war im Restaurant der Fabrik, ein Ort, nicht gut für große Gedanken. Dort saßen wir und aßen Huhn mit Reis.

Er hat ja was, dieser Lurie, aber er nimmt sich so wichtig! Er stellte Behauptungen über das Werk seiner Band auf, die ich im anschließenden Konzert nur schwerlich bestätigt finden konnte. Zunächst schwelgte er in der ungeheuren *Schönheit*, die seine Musik nun endlich doch noch auszeichnete. Das enorme Maß an *Melodik*. Diese *Musikalität*. Besonders hob er hervor, wie stolz er auf die jetzige Besetzung sei, zum erstenmal in seinem Leben. Die alten Platten kann er sich gar nicht mehr anhören, viel zu aggressiv.

Lurie hatte an diesem Tag mit Magenschmerzen und Problemen des Musikerdaseins zu kämpfen, wie mickriges Hotelzimmer, keiner kümmert sich um einen, kein Zigarettenautomat innerhalb der Dreimeilenzone, man weiß ja, wie's ist. So war ich huldvoll und leitete über zum Thema Film, sein Zweitmetier. Das war schon interessanter. „Down By Law" heißt der Film, Regie führte wieder Jim Jarmusch, und neben Lurie spielt Tom Waits eine Hauptrolle. Es handelt sich dabei um eine Schräge-Typen-Gefängnis-Ausbruchs-Story, und sie wurde in New Orleans gedreht. John gerät ins Schwärmen, über die Sümpfe, die Sumpfbewohner, dann aber plötzlich: dieser Jarmusch, meine Rolle! Lurie beschreibt, wie er den Verrückten spielt. Es muß die beste schauspielerische Leistung seines Lebens gewesen sein. Und Jarmusch schnitt sie raus. Weil der Film zu lang war.

Ich wechsle den Tisch, rüber zu Bruder Evan. Vorher hatte er mich gezwungen, diesen bösen Artikel zu übersetzen. Was auch immer er in der Zwischenzeit genommen haben mag, jetzt ist er un-heimlich relaxt. Und hat Neuigkeiten. Vor allem die Sache mit den Tangos. Evan Lurie kennt nämlich einen alten Bandoneonspieler, völlig obskur, den er für den fortschrittlichsten Musiker der Gegenwart hält. Mit ihm will er eine Platte aufnehmen, produzieren soll Hal Willner, der Schöpfer der großen Monk- und Weill-Hommages.

Ansonsten sieht er die Welt so ähnlich wie sein Bruder. Nicht ganz so, wie sie sein sollte. **HANS NIESWANDT**



BERND ALOIS & THE CITY SOLUTION

DER SPIELPLAN DER KÖLNER PHILHARMONIE



Philharmonie Köln · Foto: P. Boettcher

Der 14. September 1986 dürfte ein musikhistorisches Datum für Köln werden. Denn an diesem Tag findet ein kulturelles Jahrhundertereignis statt, das von vielen sehnlichst erwartet wurde: Die rheinische Metropole feiert die Einweihung eines 2000 Plätze umfassenden Konzertsaals, der nach architektonischen und (angeblich) akustischen Qualitäten sämtliche Dimensionen sprengen soll, die es vergleichsweise gibt bzw. gegeben hat. Zusätzlich zur gleichzeitigen Eröffnung des Doppelmuseums Ludwig/Wallraf-Richartz hat also jetzt die Stadt Köln, jahrelang ziemlich brachliegend auf dem Gebiet der „höheren Kultur", mit dem in vierjähriger Arbeit errichteten, 280 Millionen Mark teuren gigantischen Neubau (wobei die Philharmonie allein etwa 50 Millionen kostete) zu Füßen des Doms ihr repräsentatives Vorzeigestück. Die Vorfreude wächst, die Euphorie ist riesig, das Jubelgeschrei will nicht enden. Doch können wir, die erlauchte Leserschaft dieses Blattes, hier voll einstimmen, zumal wir auch dann und wann die Lust verspüren, an glanzvollen Ereignissen künstlerischer Bedeutsamkeit teilzunehmen?

Unser Verhältnis zur E-Musik ist noch immer weitgehend geprägt von Unverständnis, Inkompetenz und mangelndem Interesse. Zwar trifft man sich heuer ab und zu bei Carmen, der Zauberflöte und Madame Butterfly in der Oper, oder man geht zum Klavierkonzert und läuft sich die Hacken ab, eine teure Karte zu ergattern, um die zartgliedrigen Hände des Pianistenidols Ivo Pogorelich beim Spielen zu verfolgen oder von der pathetischen Anmut des russischen Greises Wladimir Horowitz tief berührt zu sein. Nur das Erlebnis eines Sinfoniekonzerts im großen Saal muß noch entdeckt werden. Hierfür bietet die wirklich hervorragende Ausstattung und Gestaltung der neuen arenaförmigen Philharmonie und eine gewisse Serviceleistung hinsichtlich der Eintrittspreise bei einigen Konzerten eine gute Gelegenheit. Leider nur ist das Programm der rund 150 Konzerte in der ersten Spielzeit zum größten Teil derart konventionell und anbiedernd bürgernah, daß man schon mit der Lupe suchen muß, um die eine oder andere von der Linie des Vertrauten abweichende Besonderheit auszumachen. So sind beispielsweise die Werke der großen Klassiker erwartungsgemäß total überrepräsentiert – also all das, was man ohnehin schon kennt und bei dem es mir vollkommen wurscht ist, ob die Kadenz durch die Solovioline bravourös gemeistert wird, der Dirigent – gleich wer auch immer – nicht gut in Form ist oder die flageoletthaften Zwischentöne der Piccoloflöte in D im Duett mit dem geisterhaften Gemurmel der Celli kontrapunktisch nicht so glücklich miteinander harmonieren, so daß der Meister, würde er noch leben, dieses ungeheuerlichen Vorfalls wegen arg in Zornesröte geraten wäre. Abgesehen davon geht man direkt mit abendfüllenden Großkompositionen in die Vollen. Bereits zur Eröffnung steht eines der gewaltigsten Werke der Musikgeschichte, Mahlers 8. („Sinfonie der Tausend") auf dem Programm. Und auch bei den meisten anderen Terminen bestimmt Monumentalität und Protzigkeit den Charakter des musikalischen Geschehens, wie die Faust-Sinfonie von Franz Liszt, das Polnische Requiem von Krzysztof Penderecki und erstaunlich viele Werke von Dmitrij Schostakowitsch.

Sonntagsnachmittags gibt's Konzerte für die liebe Familie! Musik von Mozart und sogenannte Sonntagskonzerte, wo die Quasselstrippen des deutschen Fernsehens wie Alfred Biolek oder Elke Heidenreich durchs Programm moderieren. Allerdings wird manch Unterhaltsames wie Igor Strawinskys Ballettmusik „Petruschka" geboten, und billig ist's obendrein, ganz im Gegensatz zu den Verpflichtungen namhafter Orchester, Dirigenten und Solisten, die anscheinend nur für Generaldirektoren nebst Gattin gedacht sind. Die Bandbreite des kompletten ersten Saisonangebots wird neben den Sinfoniekonzerten (Gürzenichorchester und WDR-Rundfunk-Sinfonieorchester) abgedeckt mit Chor- und Kammerkonzerten, Museumskonzerten, Workshops, Philharmonischen Nächten und einem großen Fest, das nach der Eröffnung mit vielen Prominenten in Gastkonzerten vier Wochen lang gefeiert wird. Progressives und Radikales liegt also sehr fern, und selbst die Präsentation der zeitgenössischen Musik, die zwar relativ oft vertreten ist, ist nicht gerade mit weltbewegenden Attraktionen gewürzt. Statt dessen auch Gigantomanie von allen Seiten. Stockhausens neueste Merkwürdigkeit „Evas Erstgeburt" wird uraufgeführt werden, von Bernd Alois Zimmermann, einem nicht uninteressanten Komponisten, gibt es gleich mehrere Werke, unter anderem das grandiose „Requiem für einen jungen Dichter", ansonsten kann man sich zur Genüge an den artifiziellen Schönfärbereien des nunmehr 60jährigen Hans Werner Henze ergötzen – falls man dazu bereit ist.

Eine imponierende Fülle von Ereignissen fürwahr, nur wo ist bei allem Glanz die versprochene Bereicherung mit Jazz- und Popmusik? Bis auf das Vienna Art Orchestra und Ella Fitzgerald tut sich hier nämlich nichts. Obwohl für die zweite Spielzeit in dieser Hinsicht schon vorgeplant wird. Da denkt man daran, Leute wie Keith Jarrett oder die Dire Straits zu engagieren. In der Tat – auch das Verhältnis der E-Musikspezialisten zur U-Musik bedarf einer wohlüberlegten Korrektur. ■

JOACHIM ODY

SWOON

MEIN LIEBSTES FANZINE

Bin ja normalerweise für Fanzines nicht zuständig, aber dies war echt klasse. Es kommt aus dem Koblenzer Raum – wo offensichtlich privatissime eine Menge los ist, so darf offensichtlich jeder bei einem gewissen Alex rumhängen und South-Dakota-Cowpunk-Sampler hören – und hat den Vorteil, daß man der von journalistischer Brillanz perlenden „Feten-Reviews"-Rubrik, die sich wohl recht vollständig der größten Sausen zwischen Marienfels, St. Goarshausen, Ehrenbreitstein und Koblenz annimmt, immer entnehmen kann, wie der Autor der seriösen Kurzgeschichte, des einfühlsamen Konzertreviews oder der besorgten pop-theoretischen Grundsatzfragen, letztes Wochenende beim Pfänderspiel oder bei der Leninismus-Diskussion in »Cristophs Mini-50ies-shrink-to-fit-Wohnung« ausgesehen hat (»alkoholisiert«). Adresse: swoon, c/o O.P. Eith, Dolkstr. 21, 5422 St. Goarshausen. Gelegentlich wird es wieder eine Fanzine-Kolumne geben, obwohl im Moment vorwiegend höhere Nummern bereits eingeführter Titel eingehen (Glitterhouse u.ä.). ■

DEWEY DIEDERICHSEN

SAMANTHA FOX

DER BALL IST RUND

»Show Us Your Tits, Sam!« hatte jemand auf ein Bettlaken gepinselt und den frommen Wunsch über ein Absperrgitter des Hamburger Volksparkstadions gehängt. Doch allen Aufforderungen mochte Samantha Fox bei ihrem ersten offiziellen Auftritt hierzulande dann doch nicht nachkommen. Anlaß ihres Besuchs was das Saisoneröffnungsspiel des HSV gegen den FC Liverpool, in dessen Vorprogramm sich »Der Club«, die naßforsche Jugendsendung des NDR, zwei Stunden lang aus dem Stadion meldete. Zu den Playbackattraktionen zählten Alphaville und eben Samantha Fox. Verständnis löste ihr Einfliegen per Hubschrauber bei einem Journalisten von »Sport Aktuell Hamburg« aus: »Wenn sie zu Fuß gekommen wäre, dann hätte sie jetzt Kreuzschmerzen.« Nach der Landung am Anstoßkreis stürmten Sam und Drei-Mann-Band auf ein Podest, wo sie zunächst die superbe Nummer „Do Ya Do Ya" zum besten gaben. Danach gab es für die britischen Fans kein Halten mehr. Sie kletterten über die Gitter und drängten an die Bühne, um die zweite Nummer „Touch Me" aus nächster Nähe zu erleben. Nach sieben Minuten war alles vorbei. Umringt von Bodyguards stürzte Samantha die Tribüne hoch in Sicherheit, und der HSV schlug Liverpool mit 1:0. Fazit der Ereignisse aus Sicht der »Hamburger Morgenpost«: »Nach Samanthas Auftritt verflachte das Geschehen.« ■

ALF BURCHHARDT

Falco. Der gute Grund zum Abschütten: „Ich trinke Jägermeister, weil mein Hütchen brennt."

Falco · Foto: Andreas Führbach/Photo Selection

SAG' SCHÖN, DASS DU DEN FALCO MAGST

Die große Aula der Universität kocht: FALCO-FALCO-Sprechchöre. Der Front-Mann der Wiener Theater-Rockband Drahdiwaberl sieht sich veranlaßt, eine Durchsage zu machen: JETZT LASST'S DOCH UNS AUCH EINMAL, DER FALCO RENNT JA NICHT WEG. Aber während STEFAN WEBER mittels engagierter Texte von der Revolte sang, fand sie beim KOMMISSAR statt. Da kippten die Fans von den Stühlen, innerhalb dreier Minuten siedendes Poplife. Das war 1982. Kurz darauf brach *der* Bassist Wiens sein Studium bei eben Drahdiwaberl ab und beschloß, für die Zukunft neben den Geleisen zu laufen. Aber, aus dem Kommissar von einst wurde ein Pensionist von heute. Anstatt nun Fälle zu verursachen, ist er gefällig geworden, allzuviel auch läßt er sich gefallen. Während einer Telefon-Rundspruch-Sendung muß er als Taufpate für einen nach ihm benannten Hund herhalten, Mütter zwingen ihre Kleinkinder, in den Telefonhörer dubiose Bekenntnisse hineinzubehaupten: KOMM, SAG SCHÖN, DASS DU DEN FALCO MAGST. Höflich lacht er über ein im Hörer genuscheltes: WER IST FALCO? hinweg, angewidert zugleich, steht er den in Österreich konventionellen Grillgartenparty-Eignungstest durch, macht Konversation und entgeht dadurch der Exkommunikation, und so kann der SALZBURGER BISCHOF gar nicht anders: WAS EIN ÖFFENTLICHES EIGENTUM IST, DARF IN EINER AM FUSSE DES DOMS AUFGESTELLTEN KRIPPE SEIN FESTSPIELDEBUT GEBEN: AMADEUS. 20.000 erleben live, wie der leibhaftige FALCO nur noch dem Gerücht nach eine Größe von Relevanz ist, denn, da steht er nun, der arme Tor, klein, gebrechlich, freundlich und tollpatschig.

Gleich dem Lindenbergschen Syndrom stützt sich die Phantasie auf den Stock. JUNGE RÖMER ist nicht weiter ein Song, sondern zwei, sich in olympischen Posen übende Jung-Männer, mehr klassizistisch, denn klassisch. Pervers, die Aufdringlichkeit der Einlagen des WIENER TANZTHEATERS. Zu süßlicher Romantik des PJOTR ILJITSCH TSCHAIKOWSKY (Playback, wie so manches) kommt zur Halbzeit ein Mann mit einer Fahne (die Vereinsfahne ?) und schwenkt sie euphorisch, zur Besiegelung einer durch Eros gestifteten Ehe (nacktes Mädchen – johlendes Gepfeife). Tänzerisch aufgelöster BRUDER-BAUM-MUTTERKUCHENKONFLIKT, biblisch und religiös und alle waren erleichtert, als der FALCO wieder kam. SURE. Lieber noch seine konfliktlose Schlagerinterpretation, als dies choreomanische Getue. Die Gebrüder BOLLAND aus HOLLAND, neuerdings die Hofkomponisten des Meisters, haben mit THE SOUND OF MU$IC sogar ein richtig lustiges Popstück erfunden. Der größere Rest des Repertoires offenbart sich live als Scheunendrescherei. Zumal die Songs aus einer, im Studio meist geschickt gestreckten, einfachen Linie bestehen, die sich ob der Simplizität der LIVE-Akustik als MAL RAUF, MAL RUNTER denunziert. Ein paar Häuser weiter lamentiert ja Handkes PROMETHEUS über Sinn und Unsinn der Technik, aber, wie sie es schafften, daß genau bei JEANNIE ein Wolkenbruch runterging, das war schon große Klasse. Erst schleppt FALCO ein totes Mädchen auf die Bühne und schmeißt es auf den Boden. Dann schreit er JEANNIE! Dann beginnt es zu regnen und dann steht das Mädchen auf, und FALCO, verblüfft über den faustischen Zug in sich selbst: JEANNIE LEBT. Unsinnig, anhand solcher Dramaturgie Probleme zu wälzen, für die er weder verantwortlich ist, noch, für die er einstehen kann. Sein reflektierendes Bühnenkostüm mag Ausdruck seines Daseins als Staatsdenkmal sein, jemand, der nach der Natur zu arbeiten vorgibt, weil er beim Singen im Freien sitzt, und der von lebendiger Kultur schwärmt, weil er zum Zeitpunkt des Vortrags noch lebt, entgeht ZEUS' Rache nicht und wird als FALCO zur Strafe in denselbigen verwandelt. ■

JOEY WIMPLINGER

Schnell



Samantha Fox · Foto: Photo Selection/LFI

STAN RIDGWAY

KAMPF WIE KUCHEN

So you think you're a cowboy? Ein weitgereister Westernheld, der uns Geschichten erzählt? Diese Art, wie du dein linkes Auge beim Erzählen gerne etwas zukneifst, erinnert uns an Kimme! Korn! Schuß! Und wenn du dann auf der Bühne im Kreis läufst und mit den Armen wedelst, dann glaubt jeder, was du erzählst, alles ist dann Rock-Ernst. Deine Band tut, was sie kann, überflüssige Gitarristen/Bassisten schaffen dir Nachdruck, verloren ist das kleine Orchestreon, das dich auf deiner LP begleitete und uns den Eindruck gegeben hatte, dies sei das Steppenlatein eines einsamen Reiters, dessen Fähigkeiten sind: Gold riechen können, mit Pferden reden können und mit einem Blick auf die Sonne feststellen, was die Uhr geschlagen hat. Du hast der amerikanischen Geschichte einen weiteren Geist gegeben: Neben John Henry, dem Schutzpatron der Eisenbahner, und Johnny Appleseed, dem Ur-Farmer des fruchtbaren Amerika, steht nun auch „Camouflage", Schutzengel der im Feindesland tätigen GIs.
Aber „Camouflage" ist nicht Vietnam – Vietnam war noch etwas heroisch, all die kleinen College-Boys, direkt aus der Baseball-Mannschaft zu Dope und Hendrix gegen die unzählig im Dschungel lauernden Gooks mit Ho-Tschi-Minh! auf den Lippen. Heute den Vietnam-Krieg zu glorifizieren ist meinetwegen o.k., denn er wurde verloren, und zwar von fehlgeleiteten Politikern und Militärs, die damit zunächst von der Vorstellung Abschied nehmen mußten, nur aufgrund angenommener rassischer Überlegenheit einen unmöglich zu gewinnenden Krieg doch gewinnen zu können. Nein, „Camouflage" ist Grenada – gelangweilte Elite-Truppen überrennen ein paar Lehmhütten, sperren den Präsidenten ins Dorfgefängnis, und es ist leicht zu sehen, wie darüber der Drei-Meter-Koloß vom „Camouflage" steht, der alle Kugeln abfängt und die Jungs sicher zum Sieg geleitet. Wahrscheinlich hätten sie ihn nicht mal gebraucht.
Aber trotzdem ein Hit. Dieser unverschämte Beat. Als er live nach fünf Minuten endete, murrte das Publikum und verlangte mindestens weitere 15 Minuten.
Ridgway: »„Camouflage" habe ich 1984 geschrieben. Als kreative Person und Musiker bin ich daran interessiert, Einzigartiges zu schaffen. „Rambo" hat mich aufgestört, ich dachte, verdammt, wenn ich jetzt mit dem Song rauskomme, denkt jeder, ich beziehe mich auf „Rambo". Doch wie immer die Leute das sehen, ist es in Ordnung, denn sie müssen etwas haben, worauf sie reagieren können. Für mich ist „Camouflage" ganz simpel eine Geistergeschichte. Es gibt einen Geist der Lastwagenfahrer, „Phantom 309", einen der Bergarbeiter, „Big Bad John", also warum nicht einen für Marines?«
»Mein Vetter ist nach Vietnam gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Was mich betrifft, so nennt man das Survival guilt.«
»Ich schreibe keine hochgeistige Literatur, ich schreibe Trash, so wie schlechte Pop-Novellen oder Comics. Nichts Authentisches. Aber manche Leute nehmen es ernst, das ist mir klar, und dadurch kommt es zu Kontroversen. Das macht Spaß und fehlt der meisten heutigen Musik. Ein kleiner Tritt in den Arsch.«
Und du meinst ernsthaft, fascho-lastige Gespenstergeschichten seien der richtige Tritt?
»Ich glaube, die Deutschen stehen der Militär-Geschichte viel sensibler gegenüber. Ich konnte das nie so sehen ...«
Und wieso nicht? Unsereins kennt das ja nur aus Büchern, während die Amis Vietnam und du deinen Vetter und überhaupt. Die Gewissensfrage: Kannst du dir irgendwas vorstellen, was du stolz vor kreativer Produktivität geschrieben hast und danach doch schweren Herzens in den Papierkorb schmeißt, weil es einfach nicht tragbar ist?
»Wenn das passiert, so untersuche ich den Fall. Alles, was dir bleibt, ist dein Geschmack, Mann! Richtig, falsch oder passend. Ich gehe soweit, wie ich kann. Täte ich das nicht, so hätte ich den falschen Job. Ich habe immer in L.A. gelebt, habe immer visuell gedacht, Songs wie kleine Welten gebaut, die man sich ansehen kann und wissen, was in ihnen vorgeht. Bei dieser Platte bin ich davon ausgegangen, was ich an Popmusik hören möchte. Ich wollte sowas wie Orson Welles „War Of The Worlds". I'm just a big blubbermouth.«
»Die Popkultur nervt mich größtenteils, und wenn ich nichts eigenes machen würde, käme ich mir wie ein Opferlamm vor. Also mache ich Songs wie Kuchen, die ich den Popmedien ins Gesicht werfe, um so mein eigener Herr zu bleiben. Sonst würde ich bei der Scientologie oder so landen.«
Doch so ist er Musiker, der den Soundtrack für Coppolas „Rumblefish" mitgemacht hat und auch mal zum Kurt-Weill-Sampler ein Lied beiträgt, den er zwar vorher überhaupt nicht kannte, jetzt aber doch zu schätzen gelernt hat. Und im Studio steht er vor dem Problem, wie er zum Schluß von „Camouflage" den Sound abmarschierender Soldaten hinkriegen soll. Originalaufnahmen benutzen oder selbst Landserlieder gröhlen?
Live war das Ganze, wie gesagt, lange nicht so fremdatmosphärisch wie auf Platte, sondern durchschnittlicher (schlechter) Rock mit einem sabbeligen Sänger. Alte Wall-Of-Voodoo-Songs fielen angenehm auf, wirkten dann aber gegen das Original sofort wieder schlapp. Da blieben nur wenige Sekunden Freude! Aber wir machen aus so was einen lustigen Abend. Viele Freunde waren da, unser Drummer zeigte zum Schluß sein berühmtes Glücksgott-Dauergrinsen, unser Mann von der CBS überzeugte und nutzte jede Pause, um sein aktuelles Lieblingslied vorzuführen: (murmelnd) I walked 700 miles of barbed wire fence BUT (hoch die Arme, Drums-Einsatz!) THAT WON'T MAKE YOU LOVE ME!! Und es war nicht von Stan Ridgway, sondern von Paid Vacation. Schade, daß ich noch in jener Nacht nach London mußte, um ICA erleben zu dürfen.

MICHAEL RUFF ■



Stan Ridgway · Foto: U. Lindhorst

DIE WUNDERKINDER DES GRAUEN DORFES

An einem legendenumrankten Orte in Duisburg (Oh, es klingt so hart, es zerstört die Aura – nennen wir es „das graue Dorf"), dessen Namen ich hier nicht nennen darf, will ich seinen geheimnisvollen Zauber nicht brechen (remember Dornröschen?), und der manchmal mit gar allzu merkwürdigen Figürchen vollgestopft ist, die viel von „linker Bewegung", „außerparlamentarischer Opposition" und ähnlich sagenhaften, ja unbegreiflichen Dingen fabulieren und deren augenscheinliches Bindeglied zu einer fernen Vergangenheit der Zopf in der mal mehr, mal weniger modernen Kurzhaarfrisur ist, jedenfalls für diesen schrecklichen Ort war eine Konzertreihe unter dem Titel „Local Heroes" angekündigt, und zumindest einer der vier Konzertabende schien es wert, ein paar Stunden bei schlechtem Bier, zwischen vollgekritzelten Wänden und leicht schimmeligem Interieur der Dinge, die da kommen sollten, zu harren. Und nun wird's banal: Den Anfang machten Bates Motel, eine junge, unperfekte Combo, die mit zwei Frauen an Bass und Gitarre schon optisch durchaus sympathisch, einen kurzen Set voller kleiner Trash-Perlen herunterspielte. In England gibt es momentan sicherlich Dutzende solcher unprätentiösen Drei-Akkord-Wunder, deren bekanntere Vertreter ja unter der Bezeichnung „Class of 86" geführt werden. Schön zu wissen, daß die Ausläufer dieses frischen Lüftchens (manche sprechen gar schon wieder von einer „Bewegung") auch unser kleines Dorf erfaßt haben. Coverversionen: „Psycho" und „There She Goes Again".



Bates Motel

Die nachfolgenden Flowerpornoes waren in ähnlicher Besetzung unter dem Namne Zebo das ungeliebte Sorgenkind der hiesigen Szene, ob sich dieser Zustand alsbald ändert, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob sie ihren Hang zu indischen Tüchern auch im übertragenen Sinne bewältigen können. Will sagen: Die Flowerpornoes haben intelligente Songs, einen guten Sänger/Gitarristen (Tom G. Liwa) und sind auch fähig, ihre positiven Seiten auszuspielen, was fehlt, ist wohl ein vehementer Tritt in den kollektiven Allerwertesten der Band, um sie aus der schlaffen Zufriedenheit, für fünf Freunde gut zu sein, herauszureißen. Coverversionen: „Hand In Glove" und „Are You Ready To Be Heartbroken".



Flowerpornoes · Foto: F. Janning

Als Schlußattraktion waren die Lawyers of Death aus einem Nachbardorf geladen worden. Diese jungen Damen und Herren im Karstadt-Wave-Outfit hielten mit einstündigem Soundcheck und ihrer albern pathetischen Musik das, was ihr unsäglicher Bandname erwarten ließ: Wenn es überhaupt einen Nachfolger des Mitsiebziger Krautrocks geben kann, dann wird es bald dieses ernsthaft als „Doom-Wave" oder wahlweise auch als „Düster-Rock" bezeichnete Genöle und Gedröhne sein.

Es ist dies eine Musik ohne Herz und Verstand, aus der das falsche Bewußtsein zu uns spricht. Coverversionen: wahrscheinlich keine (der Autor sah sich genötigt, dieses Konzert frühzeitig zu verlassen) bzw. wohl nichts, was ein Quentchen Geschmack anzeigen würde. ■

FRANK JANNING



Foto: Volkmar Rupp

Geoffrey Fourmyle von Ceres und sein extraterrestrisches Glasorgel-Ensemble

VIETNAM VETERANS

UMARMT ENBATTA!

Als hätten wir es nicht schon immer geahnt! Nach Timothy Leary werden jetzt also auch die Vietnam-Veteranen vom CIA observiert. Doch Spaß beiseite, denn der C.I.A. war in diesem Fall zum Glück nichts anderes, als die Konzertagentur, welche die jüngste Vietnam-Veterans-Tour organisierte. Begleitet wurden sie bei den meisten Gigs von den Dizzy Satellites, die ihrem Namen alle Ehre bereiteten und mit sehr ausgeprägt eigenständigem Gitarrensound beinahe schwindelerregend auf die Viet Vets einstimmten.

Am 5.7.86 gastierten die Vets in Frankfurt, um zu demonstrieren, daß der Begriff „Neo-Psych" ausnahmsweise auch noch mehr sein kann als bloß ein Markenbegriff, um sich besser zu verkaufen.

Nach dem programmatischen Auftakt „Everywhere's My Nation" fragte Enbatta das Publikum „What Are You Hiding?", so als wollte er dazu auffordern, mehr aus sich herauszugehen. Er erzählte von „Ancient Times" und den „Dreams Of Today". Einen ersten Höhepunkt bildete „Curanderos", das aus aktuellem Anlaß um einen Vers erweitert wurde: »Maradona, Maradona!« Es folgte eine Unzahl der inzwischen schon klassischen Viet Vet Songs. Doch halt! Das waren nicht mehr die Veterans, die man erwartet hatte, denn die Band hatte sich seit ihrer letzten Tour schon beinahe ins Gespenstische gesteigert. Sie lösten sich von den vertrauten Arrangements und in den einzelnen Songs gab es sehr viel Freiräume für ausgedehnte Improvisationen. Sie schickten den Saal auf eine Zeitreise »back to the 60s« und verwandelten die Batschkapp für mehr als zwei Stunden in den Avalon Ballroom. Kein Wunder also, daß sie am Höhepunkt des Abends Kim Fowleys „Trip" anstimmten, der zu einer lysergischen Orgie ausartete. Die bestens harmonierende Backing Band feuerte Sänger Enbatta an, der mit beschwörender Stimme dazu aufforderte „Let's take a trip!", begleitet von einem Gitarren-Inferno. Nicht zu vergessen das unvergleichbare Orgelspiel des göttlichen Lucas Trouble, der mit beiden Händen auf sein Instrument einschlug. Magie verbreitete sich im Raum, das Publikum geriet außer Rand und Band, ein Zuschauer sprang auf die Bühne und umarmte Enbatta minutenlang. Hartnäckig verlangten die Anwesenden nach einer weiteren Zugabe und bekamen sie schließlich. Enbatta, der bereits unter der Dusche stand, kam im knappen Tanga auf die Bühne und verabschiedete sich mit dem Uralt-Hit „The Days of Pearly Spencer". Zurück ließ er ein sprachloses und überwältigtes Publikum. ■

REINHARDT STIEHLE

Neuschwanstein

Close Britain's concentration camps

March to demand

Troops out of Ireland! Prisoners out of jail!

EASTERHOUSE at the U.L.U. JULY 25+26 10pm (CARD HOLDERS ONLY)

Irish Freedom Movement

EASTERHOUSE

DIE HAND IN DER TASCHE (RADIKAL)

Diese Band hat recht. Aber sie ist zu malerisch: Ich sehe kleine Maler mit dicken Pinseln ein schon lange abgeschlossenes Werk großzügig austupfen. Sie wissen nicht, wieviel man sagen darf, wann zusätzliche Detail-Information das angestrebte Ziel gefährdet. Das Problem ihrer Lyrik liegt darin, daß man selbst als geneigter Zuhörer nicht alles bedingungslos unterschreiben kann, was da zum Thema Klassenkampf gesagt wird. Viele Worte, die alles dreimal sagen, so als hätte man in Sachen Wahrheit noch ein paar Auswahl- bzw. Formulierungsmöglichkeiten, so als sei das alles ein emotionales Problem. Klassenkampf soll nun mal nicht das Innerste bewegen, wie zum Beispiel Mitleid mit Lenins Qualen in Zürich erwecken.
Easterhouse spielten auf einer Benefiz-Veranstaltung für die Radikale Kommunistische Partei Englands (RCP), die herrliche Poster malen kann — feiner agitatorischer Pinselstrich auf großen Kunstseide-Laken, wo Reagan aussieht wie Reagan und trotzdem wie ein Aasgeier, ohne daß man sagen könnte, das sei eine Karikatur.
Ort des Geschehens ist die University of London Union, kurz U.L.U., ein dunkles Gebäude in einer dunklen Straße „off Tottenham Court Road", mithin also recht nahe am Einkaufsviertel, doch es war ein Ort am Rande der Welt, wie die Mekons ihn beschreiben. An der Tür stehen strikte Kommunisten, die mich nach meiner Studentenkarte fragen, ohne die hier kein Eintritt möglich ist. Ich murmle verlegen etwas von Guest-List, der Kommie fragt nach meinem Namen, und ich habe ihn noch nicht ganz ausgesprochen, da läßt er mich schon rein: war eh der einzige Name auf der Liste.
Hier gibt es keine Presse, keinen Glamour. Studenten tragen ihre Studentenkarte deutlich sichtbar an der Oberbekleidung befestigt, und sie verrät Namen und Herkunftsort des Trägers. Steve Willis aus Northumberland war völlig betrunken. Anne McDonnell aus Bristol bestellte ein Sandwich.
Viele Studenten tanzen im Konzertsaal (Aula?) nach äußerst schlechter Tanzmusik, alte Aktivisten schütteln merkwürdig die Glieder, als hätte ihnen jemand erzählt, wie man das so macht in der Disco. Auf mich wirkt das nicht weiter peinlich, Hipness war den Leuten hier immer egal, und sie glauben an Ziele, für die man nicht gut auszusehen braucht. Irgendwie kann ich nicht glauben, daß das alles Sympathisanten sind. Alkoholische Getränke werden auf dieser Party ausnahmsweise bis Mitternacht ausgeschenkt, nach elf aber nur, wenn du beweisen kannst, auch etwas zu Essen bestellt zu haben (Sandwich genügt. Doch es war das schlechteste in ganz London. Ein kommunistischer Trick, die Leute vom Bier wegzuhalten?).
Easterhouse kamen auf die Bühne und spielten echt hart, wie eine Kreuzung aus Fine Young Cannibals und Heavy Metal.. Es fällt ihnen leicht, die (jede) Menge in Bewegung zu bringen. Ich kann ihre Songs nur anhand der Texte auseinanderhalten. »Do you think they have a future?« fragt mich später ein Feund aus beruflichem Interesse. Ja, aber haben sie überhaupt eine Gegenwart? Wie traurig stimmen diese Free-Ireland-Poster, so weit weg von Londons Depression, Arbeits- und Aussichtslosen. Irland? Geesus! Thatcher und Labour-Verräter im gleichen Sarg, geteert und gefedert vom aufgebrachten Mob? Geesus! Wenn wir das erleben dürften!
Interessant die Zugaben: „Johnny I Hardly Knew You", nur zur Gitarrenbegleitung gesungen, reizt das Publikum zu heftigem Mitklatschen, aber nie zuvor habe ich gesehen, wie eine Band die eigene Anmache konsequent zerstört, radikal und wirksam Takt und Timing verändert und ohne Worte die Masse dazu bringt, die Hände wieder in de Hosentaschen zu stecken. Neuer stiller Populismus? Die zweite Zugabe war Joy Divisions „Shadowplay", und man erkannte plötzlich, worauf die Band hinauswollte, nämlich ihren flotten Kampfparolen diese mit Rock'n'Roll-Power gemischte Schwere geben, um so gefährlicher zu wirken, quasi als emotionale, existentialistische Unterkellerung des Klassenkampfes. Denn in England glaubt keiner an Optimismus, die praktizieren ihn nur.
Bei mir rief diese Musik nichts hervor. Ich konnte nichts fühlen außer dieser bedrückenden inneren Stille. Diese Gruppe sagt dir, du sollst Dinge tun, die du nicht tun kannst und von denen sie auch wissen, daß du sie nicht tun kannst. Und auch sie selbst können sie nicht tun. Sollen diese Sektierer sehen, wie sie klarkommen. Meinen Segen haben sie.
Zwölf Uhr nachts wurde ein Mitfahrservice organisiert, Richtung Norden an dem Ausgang treffen. Richtung Süden woanders etc. Aber ich wankte zur Tottenham Court Road Station und mischte mich unter die Abendkleid- und Smoking-Menge, die aus irgendeinem Musical kam und in voller Montur die U-Bahn bevölkerte.

MICHAEL RUFF

Das überzeugendste und politisch anständigste Preis-Leistungsverhältnis.

Bei Ron Johnson Records gibt es ein Single-Doppel-Album der klügsten Anarcho-Punks diesseits des St. Andreas-Grabens, der holländischen Band The Ex, die zum Beispiel schon vor Jahren auffiel, als sie auf ihrer LP „History Is What's Happening" der Gang Of Four nachwies, daß deren Kolonialismus-Comic-Strip (Cowboys/Indianer) exakt dem Verhältnis Gang Of Four EMI entspreche. Die vier knackigen Revolutions-Canciones stecken nämlich in einem Fotoband über Krieg und Revolution in Spanien (Text in niederländisch und englisch), der über die widerliche Verbrämung des Themas in unseren Medien („Bruderkrieg", „zerrissenes Land" etc.) für ergiebig-lehrreiche Stunden hinwegtrösten kann. Und! Für das Ganze braucht kein Compañero mehr als DM 12 hinzulegen (bei Konstanz des Wechselkurses, versteht sich). ■





DREAM SYNDICATE

WYNNS BASEBALL MAINSTREAM

Interviews mit Rockmusikern sind nicht unbedingt besonders unterhaltsame Unternehmungen. Interviews mit müden, übelgelaunten Rockmusikern sind die Hölle. Ich sprach mit Steve Wynn, Sänger und Songschreiber der kalifornischen Band The Dream Syndicate, direkt nach ihrem Konzert in Dortmund, und Mr. Wynn war verdammt müde und ziemlich übelgelaunt. Zu allem Übel konnte ich ihn auch nicht mit positiven Urteilen über die neue Platte („Out Of The Grave") und das gerade gelaufene Konzert erheitern, sondern platzte gleich mit einigen deplazierten Fragen heraus.

Spex: Mit einem neuen Album, programmatisch „Out Of The Grave" betitelt, kehrt ihr nach zweijähriger Abwesenheit in die Öffentlichkeit zurück ...

Steve Wynn: Ich war nicht weg, in irgendein Loch gesperrt, ich war durchaus noch am Leben.

Spex: Was ist mit Karl Precoda, eurem Gitarristen der ersten beiden LPs? Er spielt ja jetzt nicht mehr mit euch zusammen.

S.W.: Er macht keine Musik mehr, sondern studiert Filmwissenschaften.

Spex: Dies war der Grund für ihn, die Band zu verlassen?

S.W.: Nö, wir konnten uns nicht leiden.

Spex: Ich glaube, daß er sehr wichtig für euren Sound war, und ...

S.W.: Du solltest ihn interviewen, nicht mich!

Spex: Er ist ja leider nicht hier.

S.W.: Das war nur ein Vorschlag, jedes frühere Mitglied war wichtig für den DS-Sound (er nennt außer Precoda noch Kendra Smith und Dave Provost aus alten Tagen). Jeder Wechsel ergibt einen neuen Gesamtklang, eine neue Band. Wir behielten den Namen, weil ich ihn mag, aber es ist eine neue Band, wir sind jetzt immerhin schon seit anderthalb Jahren in dieser Formation zusammen.

Spex: Was ist denn das Neue im aktuellen DS-Sound?

(Er beantwortet diese Frage nicht.)

Spex: Du denkst also, daß ihr gegenüber früheren Aufnahmen vollkommen anders klingt?

S.W.: Klar, wenn du die Bandmitglieder änderst, ergeben sich neue Einflüsse.

Spex: Aber du bist es, der immer noch die meisten Songs schreibt.

S.W.: Ich glaube, daß das die Punkte der Kontinuität sind: Sänger, Schlagzeuger, Songschreiber.

Spex: Siehst du eine Entwicklungslinie in eurer Musik, kann man z.B. sagen, daß euer erstes Album „Days Of Wine And Roses" die Dinge vorbereitet hat, die ihr jetzt macht?

S.W.: Nein, ich denke nicht so. Ich habe drei Alben gemacht, sie haben alle eine jeweilig angemessene Form und drücken alle eine bestimmte Sache aus. (Er bemerkte später: »The first album was depressing, the second was disturbing, the third was uplifting.« – Macht Euch selbst einen Reim drauf!) Es gibt keinen Schritt von der einen zur anderen Platte, sie sind nicht Teil einer Gruppe oder eine Trilogie, es sind einfach drei Platten.

Dieser Ausspruch »es sind einfach drei Platten« zeigt eine typische Seite von Wynn. Er will allen Interpretationen seiner Musik möglichst aus dem Weg gehen und neigt zur Relativierung aller Urteile. Nicht von ungefähr äußert er deshalb auch die Einschätzung, daß man das Musikgeschäft nicht ernstnehmen dürfe, und meint die Freiheit zu besitzen, das tun zu können, was er will. Er versucht, dies anhand des Beispiels zu demonstrieren, daß er gleich beim nächsten Auftritt einen akustischen Set abreißen und am darauffolgenden Abend mit einem Orchester zusammenspielen könne. Meines Wissens hat er diese wahrlich tollkühnen Pläne im bisherigen Tourverlauf (»Es war ein Kulturschock – sechs Wochen in elf Ländern.«) nicht in die Tat umgesetzt, vielmehr, und nun komme ich auf das Konzert zu sprechen, begnügten sich The Dream Syndicate wohl meist damit, ganz konventionellen, harten Rock zu spielen, wie man ihn in diesen Tagen wieder häufiger geboten bekommt. Hier bewegt sich noch alles innerhalb der Ekelgrenze, vor allem, weil Steve Wynn ein kraftvoller und ausdrucksstarker Sänger ist, aber nur in wenigen Momenten taucht noch so etwas wie Spielwitz, wie wir ihn von den ersten beiden LPs kennen, auf, so z.B. als die Band mitten im „John Coltrane Stereo Blues" den Temptations-Klassiker „Papa Was A Rolling Stone" anstimmte. Paul B. Cutler, Karl Precodas Nachfolger an der Leadguitar, ist sicherlich ein technisch versierter Gitarrist, läßt jedoch besondere, eigenwillige Qualitäten vermissen.

Spex: Eure Plattenfirma verkauft euch als Mainstream-Rockband – ein Anspruch, dem ihr mit eurem neuen Album und dem aktuellen Live-Outfit wohl gerecht werden könnt.

S.W.: Wir sind eine Rockband, meinetwegen auch eine Mainstream-Rockband, aber mein Mainstream ist anders als der von anderen Leuten. Die Dinge, die ich konsumiere, sind häßliche Musik, Essen und Prosa, das ist mein eigener Mainstream. Ich bin nicht 90% der Bevölkerung, ich habe meinen eigenen Mainstream. Es gab immer Leute, die so etwas wie ihre ganz eigene Vision erfüllten, was dann aber auch zum Mainstream vieler Leute wurde. Man versucht nicht besonders obskur oder durchschnittlich zu sein, aber du versuchst, deine eigenen Gewohnheiten, deine eigene Linie zu finden. Zu Hause höre ich mir nur Platten von Ornette Coleman sowie Hüsker Dü an und verfolge die Baseball-Spiele – das ist mein Mainstream.

Spex: Wenn es immer jedem gelänge, seinen eigenen Weg auszubilden, könnten wir alle glücklich sein.

S.W.: Nicht jeder hat eine Band.

Spex: (Rekapitulierend) Warum spielst du in einer Band?

S.W.: Weil niemand die Musik macht, die ich mag ... Wir haben nichts mit dem sogenannten Rock'n'Roll-Lifestyle zu schaffen, wir sind nicht Mötley Crüe und schmeißen auch unsere Betten und Fernseher nicht aus dem Fenster. ■

FRANK JANNING



Soup Dragons · Foto: P. Boettcher

SOUP DRAGONS

A LOT

Mit einem koketten Augenaufschlag knipst Soup-Dragons-Sänger Sean den Verstärker aus. »Ja, ja – wir sind gleich fertig«, und beim Herumkramen in seiner Reisetasche findet er eine Handvoll Badges der Band, »wollt ihr welche?«

Wir wollten eigentlich nur ein paar Fotos mit diesem Flohzirkus aus Glasgow machen, ein kurzes Interview vielleicht, mal hören, was es neues gibt. Doch eine vierzigköpfige Schulklasse zum Tischgebet zu formieren, wäre einfacher gewesen, als die vier Soup Dragons von den Räumarbeiten in den Londoner Alaska-Studios, wo die Band eine neue Maxi einspielte, loszueisen.

Seit sich das Quartett Anfang dieses Jahres entschloß, »ernst zu machen«, d.h. gezielt zu touren, Platten aufzunehmen und den Erz-Witzbold Ian Whitehall endgültig bei den Klamauk-Rockern Jacuzzi for Bears (dieser Name!!) zu lassen, hatte man rund drei Dutzend Gigs in Großbritannien hinter sich. Der ICA-Auftritt in London brachte ein wenig Muße und bot gleichzeitig Gelegenheit, nach zwei EP's („Quite Content" und „Whole Wide World") eine weitere Platte einzuspielen. »Ja, wir haben uns schnellen Pop-Songs verschrieben, doch ich sehe nichts böses daran, auf Undertones/Buzzcocks-Traditionen aufzubauen. Wäre es dir lieber, wenn wir eine Sixties-Band wären?«, fragt Sean, als er und seine Meute sich endlich dazu durchgerungen hatte, in einen Pub am Hinterausgang von Waterloo Station einzukehren. Bassist Sushil und Drummer Ross



Steve Wynn · Foto: S. Brünjes



trinken eine englische Version der Berliner Weiße, und auf die Frage nach den musikalischen Einflüssen, sprudelt es ins rotgefärbte Bier: »Red Crayola, Undertones, Julien Cope, Simon & Garfunkel, Swell Maps, Go Betweens...« Man einigt sich schließlich auf »A lot«.
Ich hatte die Band nach ihrem „Rockweek"-Auftritt sofort ins Herz geschlossen, weil sie so herrlich behämmert auf der Bühne herumturnten und dabei immer das richtige Gefühl für Melodie und Geschwindigkeit entwickelten. Eine LP, die sie gerne im Sommer '87 in Angriff nehmen wollen, soll außerdem zeigen, daß »wir viel mehr drauf haben, als sägende Drei-Akkord-Liedchen zu schreiben.« Sean ist plötzlich sehr ernst geworden. »Ich glaube nicht, daß wir als Kaspertruppe enden werden.«
Textlich beschäftigen sich die Soup Dragons – der Name ist einer Figur aus dem Kinderprogramm entliehen, »wir mögen sowas, Jelly Dogs wäre auch gut gewesen« – mit kleinen Geschichten, die sich Sänger Sean ausdenkt. »Romanzen, Spinnereien, was halt so anfällt.«
Sie fühlen sich stark genug, um im Musikgeschäft zu bestehen; auch wenn ihr neuer Manager goldene Schallplatten von Wham! und Japan im Empfangsaal hängen hat und alles so aussieht, als wolle er sich ein neues jugendliches Spielkind heranziehen. Grenzenlose Naivität? »Wir schaffen das schon. Außerdem sind in der Indie-Szene auch lauter Geier ... Kannst du das Fanzine „Hedgehogs Porcupines" grüßen? Ich glaube, ihr Deutschen guckt uns ganz schön auf die Finger. Mal sehen, was uns in Hamburg erwartet!«

RALF NIEMCZYK

MARQUEE MOON

HUNDE IM BACKOFEN

Wie sehr Musik aus Deutschland, gleich einem Biß in ein Fischbrötchen, nicht jedermanns Sache ist, haben Marquee Moon am eigenen Leib erfahren. Großzügig ungeliebt in der Heimatstadt Berlin, auf Tourneen diskret aber innig gefeiert, haben sie mit Vorurteilen zu kämpfen, den BZ- oder Bravo-Lobpreisungen nicht gerade den Boden entziehen. Zugegeben: Bands mit ausschließlich schwarzer Haarpracht haben prinzipiell etwas unsymphatisches, und die Akteure bewegen sich tatsächlich mit der Bedrohlichkeit einer Selbstfahrer-Aufsicht. Auch das Presse-Info in Speisekartenoutfit (schwarze, dünne Buchstabenketten auf goldenem Grund erregt einigen Widerwillen) und das pure „Kraut-Rock"-Cover der ersten Mini-LP, das alte Porno-Promo-Video, scheint die Sache vollends klar zu machen. Aber die Band springt aus der Pfanne, denn die Musik ist nicht so schlecht, wie das Drumherum vorzugeben scheint. Der Küchendunst mausert sich zumindest zum englischen Nebel, den das Wallace-Film-Gefängnis Dartmoor umgibt. Gekleidet wie eine Mischung aus strenggläubigem Meßdiener und dem Kalifen von Bagdad, begeistern sie sich in einer drittklassigen Self-Service-Pizzeria an ihren Fans und dem Publikum ihrer Live-Gigs. Zigarillorauchend wird festgestellt, daß Simon and Garfunkel (die Hintergrundmusik vor Ort) und die Ramones (ein Hintergrund der Band) in punkto Kraft und Ehrlichkeit identisch sind. Nach dieser unbestritten richtigen Quersumme aus Indoktrination und Weisheit hört man von den jungen Kaplänen, daß sie »ihr Ding machen« wollen, und bekreuzigt sich im Schatten dieses aufrichtigen Enthusiasmus hastig. Die ungebrochene Liebe zu dem rechten, vorderen Kotflügel eines Cadillacs aus den zahlreichen 60er und 70er Amischinken (denen ein jeder verfallen mußte), ist ernst zu nehmen, wenn gebeichtet wird, daß nur ein Bandmitglied über eine wenigstens Mopeds umfassende Fahrerlaubnis verfügt; der erklärte Hang, Filmmusiken zu verfassen, wird transparent, wenn Ex-Band-Leader Skid Beyers, nach einer Ohrenerkrankung jetzt »nur« noch fünfter Mann und Manager, wie Pat Garrett, wehmütig auf die ihm folgenden Helden blickt.
Kann man der Band nicht verzeihen, daß sie als „geborene" Berliner keine einzige Mark bei Fußball-WM-Wetten riskiert hat, so machen sie diesen Fehler durch ihre fetischistische Beziehung zu den getäfelten braunen Motorbooten der früheren James-Bond-Filme wieder gut. Nach dem legendären Television-Album benannt, schlachtet die Band nebenbei sämtliche Koryphäen der Pop-Geschichte, in dem diese als Vergleichsmöglichkeit protegiert werden. Auf der Bühne geben sich Marquee Moon bescheidener, sind gut durchtrainiert und noch immer bereit, »das Letzte zu geben« (vereinzelte Ausnahmen bestätigen die Regel). Wenn die Band sich so ihres Erfolgsdrucks erstmal entledigt sieht, verschwindet der hemmende, ohnehin nur bei Gary-Glitter-Comebacks positiv anzumerkende Ansatz, einen Generationskonflikt lösen zu wollen; dann wird für sich selbst wie fürs Publikum losgelegt und losgelogen, schön gruselig und im Herbst nicht zu versäumen. Daß Gut und Böse nahe beieinander liegen, beweisen ihre Cover-Konzeptionen: Der aktuellen Maxi „Here Today Gone Tomorrow" ist ein fast britisches, gut gelungenes Cover eigen, die neue LP „Strangers In The Monkey Biz", obwohl Objekt und Ausschnitt kaum verändert sind, ist optisch kaum erträglich.
Über den Dank an Presse und Rundfunk, die Werbung für den Friseur und die Anweisung, die Platte laut zu spielen und „Mummy" auszusparen, sollte man hinweggehen, sei es für einzelne sogar oder auch noch ironisch gemeint. Klangen die Haudegen unter dem grauenhaften Namen Elegant, noch wie der alte Witz vom Hund im Backofen, legte Marquee Moon mit der Single „Don't Go Out Tonight" die erste Veröffentlichung vor, deren Wirkung sogar von John Peel zur Diskussion gestellt wurde. Nach der Mini-LP „Beyond The Pale", einem ordentlichen Weg in die Zukunft, hat die Band im Augenblick wohl schwer mit ihrem, sich als Amerikaner ausgebenden Produzenten zu kämpfen. Die Maxi ist zwar wirklich gut anzuhören, auf der LP zeigt sich aber der Hang, es allen recht machen zu wollen, als Ursache für manchmal allzugroße Positionslosigkeit (Ausnahme ist je ein Stück pro Seite, bei denen die Vokalpräsenz in eine andere, nämlich richtige Richtung weist). Merke: Belanglose Musik für Cabriofahrer, Baggerseen oder Mutproben von Sommermotorradfahrern gibt es hier schon zuhauf. Dennoch hat man es bei Marquee Moon mit einer überdurchschnittlich motivierten Formation zu tun und mit Musik, die schon beeindrucken konnte und in nächster Zeit, bei Einhaltung des Vorsatzes zur Vernichtung des schmerzhaft hörbaren Studioballastes noch beeindrucken wird; da wäre Musik, die sogar Schießhallen prima beschallen könnte.

KLINKMANN/SCHNEIDER

Marquee Moon

Crime And Th



Foto: Peter Gruchot

he City Solution

Herbst wird's, lieber Leser, Zeit zu ernten und Bilanz zu ziehen, Halloween zu feiern und sich mit einem Mädel ins frisch duftende Heu zu legen wie hier z.B. Simon Bonney, Sänger von Crime & The City Solution, die nach verschiedenen mißglückten Anläufen endlich SPEX Rede und Antwort standen. Wo? Im duftigen Berliner Herbstweizen-Anbaugebiet natürlich, wo es – Folge einer rätselhaften Epidemie? – immer mehr Australier hinzieht.

In einem amerikanischen B-picture reißt sich am Ende der Protagonist, ein Wissenschaftler, der sich im Selbstversuch den Röntgenblick angezüchtet hat, während einer Sektierermesse unter den beschwörend anfeuernden Bittgesängen der Gläubigen mit Zeige- und Ringfinger die Augen aus dem Kopf, um seinen seherischen Möglichkeiten endgültig zu entkommen. Danach sehen wir – nur für Sekundenbruchteile – die leeren Augenhöhlen. Die australische Fassung, die Mad-Max-Szenerie der weiten ausgestorbenen Flächen und die eindringlichen Beschreibungen verdrängter und vergessener Manifestationen des anderen eines Peter Weir, führt den Europäern Australien vornehmlich als Austragungsort existentialistischer Konflikte des ins Fremde und Feindliche geworfenen Menschen vor.

Simon Bonney: »Australische Filme beschäftigen sich meistens mit den Pioniertagen, untersuchen unser Erbe, und die meisten ausländischen Filmemacher kommen wegen der Wüste und der Aboriginals; geografisch gesehen, ist das zwar ein wirklich großer Teil Australiens, aber, na ja, eigentlich nicht gerade entscheidend für das alltägliche Leben und – die Känguruhs rennen nicht auf den Hauptstraßen umher ... Es wäre fein, wenn sie Filme drehen würden, die einen eher internationalen Charakter haben.«

Nicht um die Wucht, mit der den einen oder anderen die Erfahrung des Konfliktes zwischen dem einzelnen und der bösen Welt treffen mag, geht es bei Crime And The City Solution, sondern um die Präzision, mit der der Einsame oder einzelne ihn für sich benutzt. Einsam nämlich ist er in der Lage, Regeln und Rituale nicht mehr leidend hinzunehmen, sondern so akribisch oder spielerisch zu vollziehen, daß der perfide Mechanismus der Unterwerfung täglich umgekehrt wird und sein Geltungsbereich eingeschränkt werden kann. Die Litanei des Leidens, die Beschwörung des Drucks und der Anpassung, wird zum Antidot.

Ist das etwa der Blues?

Mick Harvey: »Wenn du B. B. King eine unserer Platten vorspielen und es Blues nennen würdest, wäre er wahrscheinlich nicht sehr beeindruckt. Blues ist für mich eher eine stilistische Angelegenheit, und eigentlich mag ich sie meistens überhaupt nicht. Blues ist ein völlig künstlicher Stil und enthält praktisch kein Gefühl.«

Simon Bonney: »Ich bin mit einer Ahnung davon, was Blues ist, aufgewachsen, und vielleicht interpretiere ich das auf eine gewisse Weise, aber ich versuche auf keinen Fall ein Blues-Sänger zu sein. Im Vergleich zu dem, was man zur Zeit so hört, diese unwahrscheinlich glatten Sachen, ist unsere Musik hoffentlich spiritueller und emotionaler. Daher liegt es vielleicht nahe, sie mit dem Blues, der eben rauher als die meiste andere Musik ist, in Verbindung zu bringen. Andererseits ist es zur Zeit schwer, nicht rauher zu klingen als das übrige Zeug. Ich denke manchmal, wenn ich eine unserer Aufnahmen höre: Wow, Hitsingle, und dann ...« – Mick: »... siehst du 1/2 Stunde Musikbox ...« – »... merke ich: zurück zum Anfang. Wieder falsch.«

Vielleicht geht es dir einfach zu schlecht, und die Leute mögen das nicht?

Simon Bonney: »Beim Blues ging es doch nicht darum, daß es einem schlecht ging, sondern darum, sich stark gegenüber etwas zu fühlen.«

Mick Harvey: »Es geht um tiefe Gefühle, was nicht heißt, daß es dir dabei schlecht geht.«

Bei „Five stone walls" hat man nicht gerade den Eindruck, es gehe dir gut ... (Gelächter).

Simon Bonney: »Stimmt schon, aber immerhin endet es optimistisch. Am Ende ist doch jemand da. Ich glaube nicht, daß meine Texte so zersetzend sind. Texte bestimmen sowieso nur eine Grundstimmung, die jenseits der Worte liegt, die oft nur ein Mittel sind, diese Stimmung zu transportieren. Im Vergleich zu den üblichen Boy-meets-girl-und-alles-sind-unheimlich-glücklich-Texten, sind sie vielleicht deprimierend, aber eben in dem Sinn, daß sie realistisch sind.«

Gerade in Australien, dem Land, das von einem allumfassenden Konsens jeglicher gesellschaftlichen Erscheinungen geprägt ist, wo Labour und Konservative in einem europäische Maßstäbe weit übertreffende Maße identisch sind, wo auf einer riesigen Fläche die Hälfte der spärlichen Bevölkerung in Städten und aberwitzig viele Kühe auf Weiden leben, die sich zu Nordrheinwestfalen verhalten wie der Mond zu Springerstiefeln, wo erst spät die barsche Antwort auf die eskapistisch-versöhnliche Skippy-Serie fiel, veranstaltet man keine Vietcongfolterungen und zeichnet keine Hulks, sondern greift, eingedenk der kriminellen und viktorianischen Vergangenheit, zu Gitarre und Piano. Verstärkend bedient man sich einer überzeugenden Dosis archaischer Schlag- und Rhythmusprinzipien aus der Zeit feuriger magischer Kulte, ohne sich jedoch auf ethnologische Exkurse einzulassen. Völlig klar, daß den geschichtsbewußten Menschen das Wissen, in einer Sträflingskolonie zu leben, früher oder später zur Flucht treibt. Zumal man sehr genau weiß, was man zurückläßt.

Die Menschen: »Die Haltung ist etwa: Fuck! Wir haben keine Kultur, wir haben keine Geschichte, aber – wir sind in Ordnung. Biersaufen ist Kultur.«

Die Eltern: »... warten wohl immer noch darauf, daß ich studiere und heirate. Ich muß sie wohl enttäuschen.«

Die Koalas: »... haben verdammt scharfe Krallen, wenn man sie auf den Arm nehmen will, zerkratzen sie einen völlig.«

Die Autos: »Ohne einen Holden bist du kein ganzer Mann. Du kannst nicht heiraten, hast keine Chance auf sozialen Erfolg.«

Die Polizei: In Deutschland heißen sie Bullen, in den USA Cops und in Australien? »Pigs.«

Außerdem ist Weihnachten im Sommer und die extrem fremdenfeindlichen Menschen sprühen „Santa-Snow" in die Schaufenster. Weil dem Australier alles fremd ist, was nicht englisch ist, begeben sich die meisten zuerst nach London. Crime And The City Solutions erste Aufnahmen in England sprechen noch recht unvermittelt von aufgestauter Wut und tiefem Leid, Simon Bonneys Stimme bricht aber aus dem heftig geprügelten Rhythmus der Knechtschaft bereits entschlossen hervor. Im Vergleich zu „The Dangling Man" wirkt die Mini-LP „Just South Of Heaven", die Simon Bonney (voc), Mick Harvey (Keyboards, Cello), Harry Howard (b), Rowland S. Howard (git), um Epic Soundtracks (dr) verstärkt, einspielen, klarer, entschlossener, ja optimistischer. Der schönen Spex-Betrachtung vor einigen Monaten ist ansonsten nichts hinzuzufügen.

Auf den Platten finden sich keine Musical credits für Simon Bonney. Mick Harvey: »Simon komponiert zwar oft, aber es ist oft schwer zu verstehen« (Kichern).

Simon Bonney: »Stimmt, man muß es interpretieren. – Ich schreibe die Melodielinien für den Gesang, wenn es welche gibt, wenn nicht nur das reine Gefühl durchbricht« (Grinsen).

Einige der Texte wurden von Bronwyn, Simons Frau, verfaßt, die während des Gesprächs im Schatten der Hansa-Studios krank und leichenblaß die schönsten Rauchringe in den Raum bläst. Bevor sie sich aufs Krankenlager begibt und Simon und Mick zur Arbeit müssen, werfen sie uns einige einflußreiche Namen vor. Tim Rose, Tim Buckley (»ein Stück pro Platte«), Waylon Jennings (die erste) und Merle Haggard (»fucking nazi«).

Zu den neuen Aufnahmen, die bald als LP „The Kentucky Click" veröffentlicht werden, begab sich die Band von London nach Berlin. Die bereits erhältliche Maxisingle „Adventure" deutet trotzdem auf die Fortsetzung der so erfolgreichen Tradition von Liedern offensiver Ermutigung für schwache Stunden. Und vielleicht sorgen viele Interessenten ja dafür, daß die schweren Vertriebsschlampereien diesmal nicht so sauer aufstoßen. (So waren z.B. in Australien ungefähr 15 Kopien der Band erhältlich – was immerhin zum Ausverkauf führte.) Wenn im September getourt und die eigenwillige Mischung aus Zapfenechse, Internatsschüler und Snake Pliskin auf Deutschlands Bühnen physische Präsenz erlangt, sei ihr ein Publikum gegönnt, das nicht messianisch gestimmt, Stoker lesend und weltschmerzstarr die Band dazu zwingt, sich die Hände abzuhacken und die Stimmbänder auszureißen.

Uwe Klinkmann/Markus Schneider

EHRENPREIS FÜR DAS UNTERQUALIFIZIERTE SOUL-GIRL

dee c. lee

»I'm over 25 but you can trust me/I can understand just how you feel/I'm over 25 but trust me/I've shared with you, kids, the same ideals/ I've once chased the same dreams you're pursuing ...«
(„I'm over 25...", Sammy Davis jr., irgendwann in den Spätsechzigern)

TRAUE KEINEM UNTER 25. Oder so. Wo jetzt jeder unter 25, der was auf sich hält (übel, übel), vom Zeitgeist infiziert und verseucht ist, und Designerillustrierte / Designerfilme / Designermusik / Designersonstwas (alles ohnehin nicht für unsereinen oder ihresgleichen oder sonst irgendwen, der sich den ganzen Lifestyleplunder überhaupt leisten kann, konzipiert) dem Jungvolk präventiv zukunftsorientiert ihre Schöner-Leben - weniger - Grübeln - Lebenshilfesoße um den Bart schmieren und dabei die paar Ideale, die zu teilen vielleicht noch übriggeblieben sind, gleich mit verbraten und als Re-Release verbraucherfreundlich andienen, wo nicht mal armselige, konsensleichte Gute-Leute-gute-Seelen-Refugien (wie sie gerne in diesen Spalten gefeiert werden) sicher sind und Violent Femmes (oder wie eure Lieblingsband sonst heißen mag) als das »etwas andere Design« problemlos durch den Hi-Fi-High-Tech-Turm gejagt wird, da kommt uns Dee. C. Lee, eben »over 25« geworden und damit rechtzeitig ins vertrauenswürdige Alter vorgerückt, gerade recht, paßt da nicht rein, liegt quer, verdirbt denen den Spaß. Die letzte (oder vorletzte) anständige Stimme des Soul, die noch nicht von irgendwelchen angelesenen Schlaubergern und sonstigen Flachköpfen mit Beschlag belegt ist. Wie das? Schließlich dürfte sich doch jedes Yuppie-Käseblättchen alle zehn Finger lecken nach Dees ultragestylten High-Class-Model-Pinups (von der irre geschmackvollen Art, die auch Style-Council-Designer Weller so salonfähig gemacht hat), auf denen sie, um das mal ganz diplomatisch unbefangen objektiv zu sagen, in der Tat SUPERSCHARF toll begehrenswert aussieht. Also doch Glitzer-Boy-Toy, nur eben »etwas anders«, für Sozialisten oder solche, die mal Sozialisten in der Familie hatten, kannten, davon hörten blabla? Mitnichten! Denn abgesehen davon, daß ihr entrückt göttlicher, von Kleinmädchen-Neurosen umflorter Blick (DC: *»Ich mag keine Fotosessions, aber eine meiner besten Freundinnen ist Make-Up-Artist und kommt immer mit. Dann bin ich nicht so allein. Im übrigen bin ich froh, wenn ich nicht zu albern ausschaue.«*) ja nur exclusiv uns profanen Sterblichen, die hier im bitteren Schweiße unseres Angesichts ein Auskommen suchen müssen, gilt und sich damit jedem billigen Lifestyleschwindel entzieht, gibt es noch die ANDEREN Fotos. Nicht »etwas anders«, dezent, der Neger mal von seiner lustigen Seite und dergleichen Perfides, sondern knallhart unerschrocken grinsendes Negermädchen und supersympathisch wie Farina aus »die kleinen Strolche«, daß die aufstrebenden Junglackel, das Maul weit aufgesperrt, betroffen stammeln: »Wo bleibt denn da der Geschmack, Stil, Hipness, Faselfasel?«

Und so ist DC denn auch, heruntergeholt aus den »glossy« Magazinen, ganz normal sterblich, ganz normal hübsch, ganz das quiekige kleine Mädchen, das in der englischen Teen-Presse am laufenden Meter die reizendsten Sachen über Haushaltsobsessionen (*»Ihh! Nie lass' ich meine dreckige Wäsche rumliegen. Bevor sie zu stinken anfinge, würde ich alles wegwerfen. Ich bin da wie Mam.«*), Neuanschaffungen (Waschmaschine: *»Gott sei Dank muß ich jetzt nicht mehr meine drekkige Wäsche die Straße runter tragen. Hab immer meine Schlüpfer dabei verloren.«*), Teddy-Bären (*»Ich hatte einige, aber jetzt hab ich sie Margate gegeben«* – ihrer Katze, die ansonsten mit Dees Büstenhaltern tollt) und Kinder-Blues (*»Ich schaue mir immer ein Video über Billie Holidays Leben an, wenn ich mir selbst leid tue. Und ich sage mir, Mädchen, warum? Du hast es doch leicht dagegen.«*) vom Stapel läßt. Du siehst, das müssen Probleme sein, die sich nicht so einfach durch ein Scheckbuch, kunterbunte Lebensfreude und ein neues Gaultier-Kleid aus der Welt schaffen lassen.

Frage: Deine Teen-Interviews zusammengenommen (meist gut wie: *»Ich bin ein Ex-Opfer von obszönen Telefon-Anrufern und Einbrechern und seitdem ein bißchen paranoid. Besonders wenn ich Gruselfilme seh.«*), gibst du folgendes Bild ab: naiv, ängstlich, neurotisch, ewig verschrecktes Huhn. *»Stimmt auch alles. Aber jeder Jugendliche, der in diese rauhe Erwachsenenwelt hineinwächst, sollte allen Grund haben, so zu sein.«* Angefangen hatte alles wahrscheinlich damit, als sie, ohnehin wegen pathologischer Schüchternheit gepiesackt, die Kassenverordnung des Schulzahnarztes über eine Spange zerriß, dann aber, teuflischer Dreh des Schicksals, der ächtenden Wirkung einer National-Health-Brille nicht entgehen konnte (obwohl, wer weiß, davor die unerfüllte Love-Story der 8jährigen Diane zum 18jährigen Gemüseverkäufer an der Ecke, dem sie Liebesschwüre zusteckte, während Mam dort die Kartoffeln einholte, aber lassen wir das). Da half nur eins: extrovertiert werden, volle Fahrt voraus und das anwenden, was ihr die liebevolle Mam, eine ehemalige Vorort-Soul-Sängerin, in verschämten mimischen Wohnzimmerstunden beigebracht hatte: *„Rod Steward impressions"* und *„Michael Jackson dance routines"*, die sie auf dem Schulhof darbrachte. Den Rest des Tages verträumte sie dann über der Frage, ob sie denn nun Michael Jackson oder Donny Osmond heiraten solle. *»Ich schrieb jede Menge Fanbriefe an Michael und Donny, aber keiner antwortete. Welche Enttäuschung. Die einzigen, die antworteten, waren Sweet. Ich dachte, die sind wunderbar. Nun, heute weiß ich, daß sie ein Haufen Mist sind.«*

Später, von 16 aufwärts, die Frühteenphase hinter und die Boys-jagen/Kleider-kaufen-Phase vor sich, schrieb sie ihre Sozialarbeiter-Ambitionen in den Wind (die jetzt von ihrer kleinen Schwester, *»geduldiger und hartnäckiger als ich«*, wieder aufgegriffen werden), um eine mittlere Karriere als ewig unterqualifiziertes, ewig juveniles Soul-Girl (los, SPEX-Ehrenmedaille her dafür!) anzusteuern, mit Gelegenheitsjobs als teekochende Sekretärin, Barmädchen, Telefonvertreterin, dazu wieder krank, depressiv, heulen, Psychiater – *»Ich war ein nervöses Wrack«* – bis, nach kurzem Hupfdohlen-Cabaret-Disco-Intermezzo (mit der Truppe „Body Heat") und Wham-Sessionjob (Wie war denn

[redacted]

Eigentlich ein gutes Mädchen. Farina aus „Die kleinen Strolche". Unbeholfen, klug, paranoid, Kontaktlinsenträgerin, Arbeitermädchen. Mit anderen Worten: ein Fall für Andreas Banaski, den letzten Gerechten über 25.



Sozialist George Michael so im Vergleich zu Sozialist Paul Weller? »*Was? George Sozialist? Davon hatte ich keine Ahnung. Hab ich nie bemerkt.*«), das Glück in einer dramatischen Kehrtwendung auf sie zustürmte, und wer könnte das Glück dramatischer verkörpern als, sagen wir, Paul Weller (übrigens, wen's interessiert, meine Meinung zur nicht endgültig geklärten Frage, ob Weller und DC was miteinander hatten: eher nein). »*Vor Style Council hätte ich wohl keine Solokarriere eingeschlagen. Die Sessionarbeit, bei der niemand dein Gesicht sieht, nur die Stimme zählt, hat mir gut gepaßt. Aber Style Council sagten mir, du kannst dich nicht dein Leben lang verstecken.*« Wahr ist übrigens die oft und gern kolportierte Geschichte, daß Dee 1983 beim Vorsingen gar nicht wußte, wer Weller/Jam überhaupt ist. Grund: »*Wir Soul Girls haben keine Popmags gelesen, kein Radio gehört und sind bei Top of the Pops immer aus dem Zimmer gegangen. Wir waren Underground, und das war alles Schrott.*«

Mittlerweile, nach einigem chronischen Ärger mit ihrer Firma CBS (»*John* [der Bär' *Weller,* Pauls Dad und Dees Manager] *besorgt die Verhandlungen, und ich tauche dort nicht auf, solange ich's vermeiden kann.*«), nach weiteren rührenden Zappligkeiten (mit Style Council bei „Live Aid": »*Ich zitterte vor Nervosität so, daß ich mein Augenmakeup nicht auflegen konnte und Sonnenbrille tragen mußte.*«) und dem Nr. 2-Hit „See the day" (jeder Mensch mit einigermaßen Anstand und Charakter wird diesen ergreifenden, himmlischen Schluchzer sicher seit langem sein eigen nennen und wie einen Schatz hüten), hat Dee ihr erstes Album draußen, das mal wieder die alte Leier bestätigt, daß es keine Gerechtigkeit gibt (sowieso) und man eben unter 25 keinem mehr trauen sollte. Statt die dümpeligen, tranigen englischen Sommer-LP-Charts von hinten durchzubürsten, ist es nicht mal in die Top 75 eingestiegen, und es sieht erst mal so aus, als sollte Dee das Schicksal solcher liebenswerter, großer, von uns unvergessener One-Hit-Wonder wie Marilyn teilen (bei der Gelegenheit: erinnert sich noch jemand an den königlichen Sommer-Hit '84 „Together in electric dreams" von Oakey/Moroder?). Die Presse reagierte aber auch blöd: Connaisseure der guten Stimme und andere Trottel äußerten sich gönnerhaft und mitleidig, und so lest ihr hier zum ersten Mal, daß „Shrine" (die LP) natürlich als Trash-Disco-Manifest unverfälschter Girl-Teen-Seele gekauft gehört. Fast durch die Bank verquer autobiographische Sehnsüchte und schmerzliche Erfahrungen: »*Jetzt, wo ich Kontaktlinsen trage, kann ich sehen, in was ich da hineinlaufe, aber Boyfriends sind im Moment für mich nicht so wichtig*«, sagt sie und singt, bangt, hofft, zweifelt, leidet doch in jeder Eigenkomposition, untermalt von meist angenehm schlabberndem Sektretärinnen-Groove die erwachsene Hall & Oates-Perle „He's gone" voller toller verhaltener Dramatik, die Stimme des guten Amerikaners, der auch nie in Sun City spielen würde, »obwohl wir's damals verdammt nötig hatten« (Hall); ich sah ihn schon mit Blechnapf in Ronnies Armenkolonne anstehen).

Den Mißerfolg kompensiert Dee (das heißt, eigentlich schert sie sich wohl wirklich nicht so drum) mit rührigem Gerede, daß sie »*lieber den Respekt der Musikliebhaber und nicht den der Popliebhaber habe, denn der Zustand der Charts ist doch übel*«, und daß viele Mädchen zwischen 18 und 25 sie schriftlich aufmuntern, und das sei doch die allerschönste Belohnung, und sie schreibe auch zurück. Vorübergehend wird's haarsträubend (»*Ich bewundere Chaka Khan, aber ich finde auch Kate Bush sehr originell und bewunderswert, wie sie die Kontrolle über alles hat, was sie produziert.*«), aber da hier Schwamm drüber. Schlagen wir's der herzensguten, einfach strukturierten Verwirrung zu. Welche Personen möchtest du gerne treffen? »*Gott und Martin Luther King.*« Sieht Gott so aus wie Marvin Gaye auf einem seiner letzten Fotos, in Shorts am Pool sitzend, resignierend? »*Ähh, öhh... ja, vielleicht.*«

Ja, Dee straft die Ungerechten mit dem Zorn Gottes (oder dem eines kleinen Mädchens, was dasselbe sein kann). »*Ich könnte mich nicht als Sozialistin bezeichnen, dafür verstehe ich zuwenig davon. Mein Background ist sehr arm, absolut Arbeiterklasse, das prägt, und so bin ich eben. Die Leute, die nicht soviel Grück haben wie ich (und zu denen ich bald wieder gehören kann, wenn's nicht so klappt), sollen's nicht so hart haben.*« Gutes Mädchen. Den Kindern und der Zukunft widmet sie ein herziges, klagendes Lied, das nur leicht unangemessen in plärriger Durchschnittsdisco daherkommt, wo doch eine jubilierende, beschwörende Barry-White-Hymne (ist der eigentlich schon neuentdeckt, kann man den noch gefahrlos gut finden und für sich reklamieren?) wie „People of tomorrow are the children of today" (vom Philly-Funk-Soundtrack „Together brothers") angebracht wäre. Für die Kinder und die letzten Gerechten unter 25 auf der Welt.

»I did it my own way/I tried to keep the torture alive/because I always felt that you who are under 25 would pick up where I faltered and grow on a step or two/ and when someone calls you brother/ they'll be this kind and they'll be true.«

(„I'm over 25...", Sammy Davis jr.)



WORKING

Das Herz der Kultur in der Mördergrube des Zusammenstoßes

WEEK

Uh, oh, Jazz, du ungelöstes Menschheitsproblem. Tausendundeine fragmentarische Novelle nach der anderen sonderte Shererazade Diederichsen schon zu diesem Thema ab, ringend mit den Engeln, Teufeln und Dämonen – bis er Working Week traf, das große Ding (nicht nur) vom letzten Jahr. Musiker, Schicksale, Charaktere, Gedanken, die Antworten zulassen, auf diese größte aller Menschheitsprobleme. Es ist an der Zeit den Kopf aus dem Fenster zu halten – auch davon handelt diese Musik *(just a little bit, just a little bit)*...

WORKING WEEK SIND bestimmt keine Band, die es darauf anlegt, hip zu sein. Working Week ist ja eher eine intelligente Band, und als solche legt sie es darauf an, weder unbedingt hip sein zu müssen, noch ausdrücklich etwas dagegen zu haben; im Gegenteil, man ist ja so intelligent und links und sowohl Pop-Kultur- wie Richtige-Musik-geschult/bewußt. Oh, wie sie keine Fehler machen! Ihr großer Sieg: Durch sie ist Kompetenz hip geworden (wenn das keine contradictio in adiecto ist, darfst du Aristoteles zu mir sagen, oder Brösel). Dreimal dürft ihr raten (falls ihr es bei Erscheinen nicht schon wißt), von wem diese Band wohl eine Coverversion macht.

Wie man weiß, sind sie nicht blöd und rennen in keine Fallen und machen also bestimmt nichts von Stan Getz, Charlie Parker, Aretha Franklin, John Coltrane – das wäre alles zu geschmackvoll-offensichtlich oder zu blöd. Auch der Backkatalog von Velvet Underground, David Bowie und The Jam ist vor ihnen sicher, ebenso natürlich zu Obskures wie Grachan Moncur III oder die musikalischen Versuche von Staatsschauspieler Richard Chamberlein. Schließlich sind sie nicht die Prefab Sprout des New-New-(Pop)-Jazz. Bleibt, mit zwingender Logik, nur Jimi Hendrix.

Falsch geraten. Es ist natürlich Captain Beefheart. Klasse, was, denn Captain Beefheart ist natürlich alles und supergut, und jeder weiß es, aber bestimmt kein Swing oder Jazz oder irgend etwas, was man, und wenn es ein Mißverständnis wäre, in »Absolute Beginners« packen könnte. Aber andererseits ist er natürlich gerade Jazz (»That's right, The Mascara Snake, fast'n'bulbous« – »Thight also«), in eben diesem höheren Sinne, in dem Working Week das Schöne, Gute und Wahre zu fusionieren vermeinen.



Wie kommt es eigentlich, daß Simon Booth in fast allem, was er sagt, unrecht hat, aber trotzdem alles immer irgendwie hinhaut (er drückt sich nicht etwa unklar aus)? Wie kommt es weiterhin, daß Larry Stabbins in fast allem, was er sagt, weder recht noch unrecht hat, sondern faktische Fakten hinknallt (über deren normative Kraft Klügere als ich schon Bemerkenswertes gedacht haben sollen). Was ich sagen will, ist: Ein typischer Simon-Boothe-Satz ist z.B.: »Das einzige Konzept, an das ich glaube, ist das des Culture Clash.« Ein typischer Larry-Stabbins-Satz ist: »Klar, das ist auch gut. Ich habe es schließlich schon seit Jahren gespielt, aber es paßt nicht zu dieser Band.« Oder: »Klar, der ist auch gut, mit dem habe ich auch schon oft gespielt.«

Nun will ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machen: Ich hasse Culture Clashes, vor allem, wenn sie Konzepte sind. (Nicht nur, weil es immer einen Sieger und einen Verlierer gibt bei so was. Meistens siegt der Baum, Mensch und Auto bleiben auf der Strecke. Im Sterben wickeln sie sich um den Sieger.) Ich glaube, man sollte an sich arbeiten, und nicht an irgend etwas Fremdem herumpusseln, man kann sich ja was aneignen, aber dann wird es einem eigen und ist nichts Fremdes mehr, und es gibt keinen Clash, sondern pure friedvolle Schönheit und Sphärenharmonie. Ich meine, die Dinge sind ohnehin schon so schrecklich gemischt. Nur weil Faschisten und



Roberts, Booth, Stabbins: „Klar, der ist auch gut"

Fotos: Mechthild Holter

Schweine gegen Rassenmischungen waren und sind, muß man als progressiver Mensch nicht unbedingt alles andere mischen wollen. Bekanntlich ist dabei noch nie etwas Gutes rausgekommen (jedenfalls wenn es bewußt geschah: Zitat-Pop wurde scheiße, als er so hieß und sich auch so fühlte, und Jazz meets India war naturgemäß immer schon kacke, nicht kacke dagegen war's, wenn einzelne durchgeknallte Free Jazzer – Sanders, Cherry etc. – für Bali, Indien oder Japan sich begeisterten und sich das Zeug zu eigen machten, beseelt und bescheuert, wie es sein muß.)

Hockey aus Neuseeland

Also wer clasht den hier?

Larry Stabbins, ein unglaublich sympathischer Free-Musiker, Duz-Freund von Brötzmann, der aussieht wie ein uralter Tennistrainer, der Prä-Tiriac/Bosch-Ära, ein Hockey-Nationaltorwart von Neuseeland, ein Cricket-Crack, der mit all diesen Eigenschaften, Lakonie und Korrektheit britischer Prägung, zeit seines Lebens ausgerechnet freie, improvisierte Musik gemacht hat. Weiterhin Simon Booth, der Jazz-Rock und Fusion immer gehaßt hat und Velvet Underground und Bowie und Marvin Gay liebte und wie alle Beteiligten von der Idee besessen ist, Brötzmann sollte zur Punk-Nacht im „100 Club" aufspielen – Brötzmann wird ja immer vorgeschoben, wenn Jazzer beweisen wollen, wie frisch, radikal, jung und wahnsinnig ihre Musik noch im hohen Alter klingen kann – und er trägt eine modische Brille mit Kordel, lispelt sehr nett und verrennt sich in Idealismen (»Musik ist eine internationale Sprache«), Lieblingsbuch: Die Autobiografie eines tschechoslowakischen Swing-Waldhornisten, der erst von den Nazis und dann von den Stalinisten daran gehindert wurde, Jazz zu spielen (was Bosheit und Verschlagenheit von Nazis wie Kommunisten zirkelschlußmäßig ebenso beweist wie die Subversivität von Jazz).

Als drittes Mitglied clasht dazwischen: Julie Roberts. Sie macht mich inkompetent (also hip). Ich verstehe nichts von dem, was sie ausmacht, ja was sie nicht nur ausmacht, was sie geradezu stolz und groß und dick und schön macht: Ich bin weder Frau, noch schwarz, noch Negerin, noch Sängerin, und von Soul habe ich auch keine Ahnung, jedenfalls von Soul, der von Frauen gesungen wird. Sie ist während des Interviews etwas mucksch, weil ich die ganze Zeit auf dem Problem herumreite, ob man etwas zusammenfügen darf, das Gott getrennt, oder nicht, und ob es nicht besonders perfide sei, Pop-Songs mit Jazz zu versetzen, wenn man Jazz auch noch zu allem Überfluß richtig spielen kann. Ihr prägnantestes Statement war, darauf zu bestehen, Working Week habe kein Image, man ziehe sich nur zufällig und höchst individualistisch und frei entscheidend so und so an, um dann mit den Worten, »ich muß man zum Ladies Room«, für eine halbe Stunde zu verschwinden.

In der Zwischenzeit ist das Gespräch beim perfekten Song gelandet, besser: bei der Existenzberechtigung des Songs schlechthin (im Gegensatz zum Jazz, zur Improvisation, zur rechtmäßig-avantgardistischen künstlerischen Unverdaulichkeit des freien Jazz, dem Larry Stabbins fünfhundert Jahre lang gedient hat). Simon Booth wird seltsam euphorisch (während Larry Stabbins mit seinen Cricket-Fingern knackt), er richtet sich auf dem Sofa auf und zitiert Roland Barthes und sagt etwas über „Walk On By" und die generelle Tatsache, daß Songs traurig, absolut herzzerreißend niederschmetternd, aber dann wiederum doch absolut schön und damit aufbauend, ermutigend sein könnten.

Aber eben genau das ist es, was Jazz nicht ist, denke ich, und so sage ich zu Booth, Jazz sei eben nicht einsetzbar, Jazz ist verdammt noch mal Kunst, Alte-Männer-Kunst, aus Prinzip unkonsumierbar. Wenn man Jazz hört, kann man ihn nicht aufessen, es bleibt immer ein Rest, und deswegen ist aktueller und somit atonaler Jazz nie erfolgreich (ist also nichts mit Crossover-Crosseulture: Wenn man den Kids Jazz nahebringt, macht man Pop, den man Jazz nennt, und den hören sie ja sowieso. Oder man injiziert Jazz-Soli in ungefährlichen Dosen. Booth widerspricht auch hier, und Stabbins bringt auch hier die Fakten. Gerade in Deutschland und Japan wären die puren Jazz-Einlagen ihrer Konzerte bei den Pop-Kids über die Maßen gut angekommen, ja in Japan hätten sie mit 16jährigen gejammt, die aus dem Hut zaubern konnten wie der junge Parker).

Frankensteins Tochter

Es ist ein widerlicher Gedanke, aber er muß raus: Es gibt zwei Schönheiten. Die Pop-Schönheit, unverdient, verführerisch und verschwenderisch wie die Jugend selbst (geliebter Frühling meiner Tage, wie voller Anmut strahlst du), und die Kunst-Schönheit, und die muß verdammt noch mal verdient sein. Ein junges Mädchen mit einem schönen Gesicht – immer gut. Eine junge Frau mit einem schönen Gesicht muß sich diese Schönheit verdient haben, sonst ist sie Maruschka Detmers. Wenn man nun aber Larry Stabbins heißt und sich die Kunst-Schönheit von Alte-Männer-Unverdaulichkeiten verdient hat, kommt man doch nicht auf die Wahnsinnsidee, sich als Orson Welles plötzlich für Sue Lyon zu halten.

(Natürlich gibt es auch noch die Alte-Männer-Pop-Schönheit von Cale und – da wäre er wieder – Captain Beefheart – aber wir hatten uns ja geeinigt, daß der Jazz ist –, aber die kommt hier nicht in Frage. Ach welch Qual und Uneinsichtigkeit meinerseits, hatte ich mir doch früher immer gewünscht, nicht allein zu stehen mit dem Gedanken, daß Marvin Gaye und Cecil Taylor große Musiker seien, warum muß ich diesen Gedanken heute, wo er breit durchgesetzt ist, wieder bekämpfen? Wegen seiner Verwässerung? Wegen der Musik, die mit ihm sich legitimiert? Aus greisenhafter Renitenz und Besserwisserei?)

Aber er hält sich ja gar nicht für Sue Lyon, eher für Dr. Frankenstein. Denn ist nicht Working Week die erste Band, der die Jugend, flirrend vergängliche Schönheit (Pop, Songs, Schmachtfetzen) künstlich herbeizuschaffen, kraft Kompetenz im Labor konstruiert zu haben, gelungen ist. Kraft einer Kompetenz, die übers Spielenkönnen hinausgeht, die mit einer exzellenten Kennerschaft der wichtigsten Musiker bei den drei Musikern aufbaut (Free Jazz, Bowie/Velvet, Soul). Keiner der drei ist unbedingt auf einem dieser drei Gebiete ein Groß-Meister, aber kein anderer hat auch bislang versucht, diese drei Gebiete zusammenzubringen, und zwar nicht Clash-Konfrontation-Provokation-mäßig, sondern additiv (was naturgemäß immer die schönste Verschmelzung ist: die additive). (Gretchenfrage: Kommt es zum dialektischen Umschlag?, Gretchen ab.)

Also Fusion doch gut? Nein, aber Fanatismus. Echter Musik-Fanatismus, nicht ein Konzept treibt seltsame Blüten, nicht die von den zufälligerweise nebenbei noch als Intel-



Zwei Männer, zwei Kulturen, zwei Kompetenzen – eine Kraft

lektuelle dilettierenden Musikern nachgereichten Ideen, sondern Musiker-Fanatismus, ideenloser.

Noch ein Problem. Jazz wächst und entwickelt sich. Manchmal bleibt etwas als Formel stehen und wird Pop. Das ist nicht nur okay, sondern schön, und die Geburt von Rock'n'Roll, Soul etc. verlief genauso (Hallo Jazz, alter Mephistopheles!). Dann gibt es den Versuch, den Jazz, seine Methode, sein E-Musik-haftes Wachsen und Entwickeln in die Pop-Musik zu integrieren (Chicago), um sie kulturell zu erhöhen, was nicht funktioniert (es ist in etwa so idiotisch, wie wenn Maler ihr Publikum mitmalen lassen würden), und es gibt die Pop-Musik, die aus sich selbst heraus anfängt zu delirieren (zu wachsen), was wiederum schön ist: Soft Machine, Beefheart. In Simon Booth verbindet sich Typ 1 mit Typ 3 aufs netteste (auch wenn er blöderweise Charlie Mingus' Autobiographie für sexistischen Unsinn hält, auch hier hat Stabbins wieder das bessere Argument, er meint, Mingus hätte sie nicht selbst geschrieben), und er haßt Typ 2 (»Ich hasse Mahavishnu und Brand X, aber ich mag McLaughlins erste Solo-LP, ‚Extrapolation'.« – Ich auch.).

Noch zwei Meinungsverschiedenheiten. Booth und Stabbins mögen die Ornette-Coleman/Pat Metheny-Platte und zitieren einen befreundeten Journalisten mit den Worten: »The acceptable face of fusion.« Ich hasse diese Platte, Cecil Taylor auch: »Ornette is dancing on his head.«

Zweitens: Sie hassen „Absolute Beginners". Ich finde, daß dieser Film wenigstens ganz schnafte die britische Pop-Lebenslüge untermauert, aller guter Pop/Jazz/Soul sei britisch und sie hätten keinen R&B, Blues, Rock'n'Roll aus USA gebracht, sie hätten ihre eigenen Schwarzen (Ska, Bluebeat). Rock'n'Roller seien zynische Faschisten.

So gesehen, finden sie den Film dann doch wieder gut, weil sie es politisch wichtig finden, daß die Amis englische Soul-Platten kaufen.

Ein herrlicher Lattenschuß

Noch ein echtes Problem, das aber mein Problem bleiben sollte, weswegen ich es wenigstens soweit für mich behalten will, daß ich es in Klammern setze: (Ich habe noch nie ein Stück von Working Week wirklich gut gefunden; immer ganz gut zwar, auf dem richtigen Wege, schön gedacht, herrlicher Lattenschuß, knapp vorbei, da hätte Toni Schumacher sich umsonst gestreckt, wenn der Ball nur ein paar Zentimeter..., schön durchgesetzt, aber zu unplaziert im Abschluß, herrliches Solo, aber nicht präzise genug, eben nicht Soft Machine, sondern allenfalls fanatisch und gut genug, Beefheart und viele, viele andere richtig einzuschätzen. Warum Working Week, wenn ich mir genauso gut erst Dionne Warwick, dann „Pale Blue Eyes" und dann „Air Above Mountains (Buildings Within)" von Cecil Dingsbums auflegen kann? Ich weiß warum, wegen live. Und live habe ich sie noch nie gesehen, und deswegen bin ich ja inkompetent und Kompetenz als frankensteinmäßiges Mittel künstlich-ideenmäßiger Konstruktion von Schönheit ist ja das Leitmotiv des Artikels).

K.O.M.P.E.T.E.N.Z./Ja das ist doch wirklich nett/dafür geh ich jetzt ins Bett/und esse noch ein Brot mit Mett, äh, kannst auch Otis zu mir sagen. ●

HELEN TERRY

Ein wahrhaft „closer watch", aber wer sich so warm anzieht, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Leute schwitzen.

Die späte Rache der Stimme

Die Entstehung der Stimme aus dem Geist der schlechten Musik. Oder umgekehrt? Warum macht Helen Terry immer alles richtig und es wird trotzdem falsch. Aber da wird eben gerade umgekehrt ein Schuh draus, denn das findet Jack Nicholson und das Fräulein vom Amt ja gerade gut an der ehemaligen Culture Club-Sängerin (dies ist das Heft der Ex-Background-Vocalistinnen ehemals guter Bands). Wer Jack Nicholson und das Fräulein vom Amt sind? Nicht sind, ist. Ist nämlich nur eine Person und gar nicht so androgyn wie es klingt.

WARUM NICHT MAL EIN uninteressanter Artikel? Helen Terry wächst sich mittlerweile zu meinem einzigen Spezialgebiet aus – und dafür muß es einen Grund geben(?). Aber klar, z.B. ist sie eine der interessantesten und im Gespräch angenehmsten Versagergestalten der zeitgenössischen populären Musik. Zu dick, zu redlich, zu guter Geschmack. Immer fleißig, immer frohes Schaffen, nie ein Erfolg. Eine Frau, die ihren Mann steht, als sei es auch nur, um zu beweisen, daß auch Männer nicht immer erfolgreich sein müssen. Und warum das alles? Für die Idee? Für das Andere? Für das völlig außerirdisch Unkommerzielle, das große individualistische Nach-ihrem-Tode-gewürdigt-zu-Werdende? Mitnichten!! Diese Frau kämpft um die wirklich gute, prima verkäufliche, musikalisch ausgewogene, edel produzierte, hinreißend echte, geschmackvolle Platte, also etwas, um das selbst die meisten Schwarzen lebenslänglich aussichtslos kämpfen – und die haben noch nicht mal das Handicap, bei Virgin-Records unter Vertrag zu sein. Und ihr Steckenpferd?

Eine Menge an Helen Terry ist AMERIKA, das Land, in dem eine heimat- und sinnlose, gute Stimme vielleicht noch am besten aufgehoben ist. Wo Pop nicht ganz so Pop ist wie in England (wo man Culture Club liebt, weil sie gute Musiker sind...), sondern viel mit Fleiß und Arbeit und *guter Qualität* zu tun hat – Dinge, die weiß Gott mehr Schwarzen zustehen, weil? Die wiederum sind immer die einzigen, die bereit sind, eine »fette weiße Kuh« (sie über sich) anzuerkennen, die eine gute Stimme hat und Arrangements schreiben kann. Die Session-Musiker – Kultur hat doch auch etwas Nettes an sich. (Andererseits sind die besten Neger immer auch gern bereit, die letzten Musik-Schwafler wie Phil Collins als einen anzuerkennen, der GUTE MUSIK macht – »Ich kenne keine E- oder U-Musik, für mich gibt es nur GUTE Musik«, Peter Hofmann, Rene Kollo, alle Tenöre... – eine Tatsache, um die sich auch Helen Terry nicht herumpfuschen kann: wenn sie einen mögen, ist man verdächtig.) Nach zwei Jahren herumsitzen und alte Motown-Platten anhören (um sie dann wieder zu vergessen, weil man mit alten Motown-Stükken im Kopf keine Platten aufnehmen kann), war ARBEIT die einzige Lust in einem geruhsamen Leben mit dem burmesischen Boyfriend und den Nicht-Business-Freunden. Also schrieb sie gewissenhaft eine Menge guter Stücke, krallte sich Don Was und lieh sich die Band von Teddy Pendergrass und chattete sich mit anderen „Girls" wie Patti La Belle und Chaka Khan über ein Leben als Session-Singer und: warum Dee C. Lee natürlich nur für Paul Wellersessionsingen können kann (und auch das natürlich nur mit Mühe).

Herausgekommen ist eine Mischung aus gutabgehangenem modernen Deka-Soul-Dings-Disco und dem typisch rätselhaften Virgin-Geseire (das ist nett gemeint). Zwei Stücke sind O'Dowd/Hay-Koproduktionen, und der arme kranke George ließ es sich nicht nehmen, die gute alte Helen ein ums andere Mal dadurch zu erschrecken, daß seine Stimme plötzlich unerwartet auf dem einen oder anderen Track auftaucht, was ich nicht umhin kann, ausgesprochen süß zu finden. Oh, gute Sängerin! Es muß hart sein, in der gesamten Presse unisono »sie übersingt sich« zu vernehmen, wenn man nun wirklich genau das nicht tut – wenn man es einfach nur falsch macht... Der ewige Mist mit ihrer Freundin Alison Moyet: Moyet macht das Richtige und Geschmackvolle, und es wird geschmackvoll, Terry macht das Richtige und Geschmackvolle, und es ist *harter Kitsch*. Hm. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber die Terry-Variante liegt mir mehr. Es wird nur, von Rechts wegen, nichts werden. Interessant ist die „GUTE IDEE" der Platte, nämlich „Close Watch" von John Cale mit Stanley Clarke am Baß aufzunehmen, eine sogenannte „Herausforderung" und damit: die späte Rache für „Heartbreak Hotel". Man muß Diederichsen gesehen haben... (leiden). Wie aber haben wir es zu verstehen, daß sie beauftragt wurde, die Arrangements für eine Band namens „Max" zu schreiben, von denen sie sagt, sie seien die neuen Velvet Underground, von denen man andererseits weiß, daß sie eine Spätfolge von Wide Boy Awake sind, die wiederum so eine Spätfolge von Adam & The Ants waren? KANN MAN POPMUSIK ÜBERHAUPT VERSTEHEN? UND MUSS MAN ES? Und überhaupt?

Foto: Sheila Rock/Photo Selection, ein Unternehmen der hochwohlgeborenen Hilaneh von Kories-Unternehmensgruppe

Kastrierte Philosophen

Die schwarze Schlaflosigkeit

Vielleicht sind Sie die letzte genuin deutsche Band, vielleicht die eigenartigste und seltsamste, die es gibt, vielleicht schlafen sie nur schlecht. Mit letzter Sicherheit ließ sich dies nicht ergründen, denn die Philosophen (diese hier, nicht alle) lieben es offensichtlich die Dinge in der Schwebe zu lassen, musikalisch wie rhetorisch, aber dann haben sie ja Alex Chilton kennengelernt und der hat schon so manche Überlandleitung geerdet.

SI TACUISSES...! WENN DU die Kastrierten Philosophen triffst, mache dich darauf gefaßt, daß sie Kl. Latinumfest sind. Bevor sie ihren Status gefährden, schweigen sie lieber. Worte benützen sie sehr vorsichtig.

Ihren Namen wollen sie auch nicht ändern – er basiert auf einer Art Wette: „wenn wir beide jemals eine Band gründen sollten, dann nennen wir sie Kastrierte Philosophen'. Hätte man nicht unbedingt einhalten müssen, aber man läßt es auch nicht so leicht fallen, wo es einmal dagewesen ist. In Verden an der Aller sowieso nicht, da verschwört man sich und nimmt alle Kraft zusammen, um etwas auf die Beine zu stellen. Man ist stolz auf seine Einfälle und läßt sich nichts vom Volk zerreden.

Nonkonformisten in der Kleinstadt, gebildet, darauf aus, Ideen zu verwirklichen. Was tun? Musik, Gruppe, Rock'n'Roll? Für welches Publikum!? Basteln, Studio, Sound: Für sich sein und trotzdem Ergebnisse sehen können. Reaktionen haben wollen: Aufnehmen, Vervielfältigen, Live spielen. Das alles in der Kleinstadt. Da darf man sich auf der Bühne nicht allzu auffällig benehmen, wenn man nicht schief angesehen werden will.

Katrin: „Viele Leute, die ich von früher kenne, nehmen es mir übel, daß ich überhaupt auf der Bühne stehe und Musik mache, daß ich wagen kann, mich dahinzustellen."

„Daß wir Oberschüler sind, können wir ja nicht leugnen, aber zu unserem Selbstverständnis gehört das nicht. Punk war nun einmal nicht meine Sache, und das braucht mir niemand vorzuwerfen.

Agenten berichten von der Cpt. Kirk-Party im Hamburger Vorort Pinneberg, daß Katrin und Matthias die ganze Zeit beieinander gesessen und geredet haben, während der Rest der Party in überlautem Stooges- und MC 5-Lärm herumschwirrte. Sie sind die isolierteste Band Deutschlands. Wie kann man ihnen entgegentreten, in ihre Isolation eindringen, reden, Artikel schreiben? Unmöglich. Katrin: „Wir haben uns anfangs gewundert, daß überhaupt jemand für unsere Platten zahlen wollte. Wir sind heute nicht mehr so blauäugig und sehen ein, daß wir uns auch der anderen, der Business-Seite der Musik widmen müssen, obwohl uns das nicht liegt."

„Interviews finde ich ziemlich schrecklich. Ich glaube schon, daß ich mich ganz gut ausdrücken kann, aber es wird verzerrt, weil schon so viele Klischees da sind und man versucht, sie auf uns anzuwenden."

Akzeptiert ihr die Kritik an eurer LP, die in dieser Zeitschrift geäußert wurde?

Matthias: „Ich hatte genau das erwartet."

Katrin: „Er kann sehr gut mit Worten umgehen. Ich mußte es mehrmals lesen und fand es sogar ziemlich treffend. Ich habe verstanden, warum das so gesehen wird."

Matthias: „Unser Label hat gesagt, mit dieser Platte bringen wir Depressive dazu, nun doch aus dem Fenster zu springen. Den Einwand nehme ich ernst. Aber die Musik war eine Trotzreaktion unsererseits, um uns von dem ganzen Gitarren-Revival abzugrenzen.

Katrin: „Für mich ist das keine depressive Musik, und ich finde es schade, wenn das so rüberkommt. 'Insomnia' meint ja, daß es Dinge gibt, die einen nicht schlafen lassen. Depression wäre ja das Gegenteil."

Matthias: „Also mir geht das so, wenn ich einen Scheißtag hatte und dann nachts Stücke mache, dann macht mich das total zufrieden."

Sie haben ihr ganz eigenes Bild von Rock'n'Roll. Aber sie wollen tatsächlich Rock'n'Roll.

Matthias: „Ich möchte, daß die Leute merken, daß da Power hintersteht." Zwischen einem Live-Auftritt der Philosophen und der letzten LP 'Insomnia' liegt in der Tat ein himmelweiter Unterschied. Die letzte Tour, die 'Insomnia' unter die Leute bringen sollte, dürfte einige Freunde ihrer neuen Musik verwirrt haben. Verstärkt durch Andy Giorbino's Power-Gitarre und Rüdiger Schmidt am Schlagzeug lärmte die Band alle Subtilitäten von der Bühne. Nur zwei Songs stellten Katrins Stimme vor einsamer Piano-Begleitung in den Vordergrund. Schon immer, seit ihren frühen Tagen auf 39 Clocks-Tourneen, hatten die Philosophen sich gewünscht, eine satte Live-Band zu sein: Matthias, der Musiker, der alles daran setzen will, seine Fähigkeiten am Klavier zu verbessern, und Katrin, von der Matthias sagt, daß sie sich selbst gar nicht als Musikerin sehe.

Muß zugeben, daß ich ihre pre-'Love Factory'-Aufnahmen nie gemocht habe. Ich fand sie destruktiv, dilettantisch und nervtötend. Aber wie kann jemand sowas überhaupt machen wollen? Als hätte die Band nie das City-Wort 'peinlich' gehört.. Furchtlos der möglichen Peinlichkeit entgegenzutreten gehört noch immer zum Prinzip der Kastrierten Phi-



losophen. Das ist der große, entscheidende Unterschied zu ihrem vermeintlichen Vorbild Velvet Underground. Konnte nie verstehen, wie man hier New Yorker Stylisten-Einfluß heraushören soll. Verden ist eben Niedersachsen und nicht New York. Matthias wohnt noch heute in Verden, Katrin ist nach Hamburg gezogen um dort Sprachen zu studieren. So wurde 'Insomnia' ihre erste LP, die im Zustand der Trennung komponiert wurde. Katrin sitzt in Hamburg und schreibt über Katrin und die Welt, Matthias in Verden und komponiert Sehnsucht. Das Vorgänger Albung 'Love Factory' lebte von dem Gegensatz zweier Songtypen: schnelle, hackige Gitarre/Drums-Nummern mit Männergesang, dann getragene Balladen mit Katrins bittersüßer Stimme. Also etwas, was man für klassische Gegensätze halten kann. Für 'Insomnia' wurde dies allzu eindeutige Prinzip abgeschafft, die Rollenverteilung dafür vorerst festgeschrieben.

Matthias: „Viele haben kritisiert, daß auf 'Insomnia' ausschließlich Katrin singt. Sie sehen das besondere Highlight der Band in den Konflikten zwischen Mann und Frau, also zwischen Lärm und irgendetwas Schönem, und meinen, daß dies unbedingt ausgetrampelt werden sollte."

„Insomnia" ist für uns kein Endpunkt. Wir werden wieder schnellere Songs aufnehmen, einfache Strukturen, und auch mal Background-Gesang einsetzen."

Man sollte nicht den Fehler machen, der ganz offensichtlichen Linie zu folgen und 'Insomnia' nur nachts hören. Nicht weil man dann auf die Idee kommen könnte, aus dem Fenster springen zu wollen – nur deshalb, weil sie im dahindämmernden Dunkel tatsächlich schnell langweilig wird, sich der nächtliche Stimmung zu leicht anpaßt, wenn man sich ganz gedankenlos gefangennehmen läßt. Konzentriertes Zuhören geht dann nahtlos in leichten Schlaf über. Am besten man hört die LP laut am hellen Nachmittag. Dann addiert sie etwas zur Stimmung hinzu und man kann auch hören, daß die beiden Musik machen, weil sie Musik lieben.

Als Alex Chilton dieses Frühjahr in Hamburg war, hörte er die Kastrierten Philosophen und äußerte Interesse, sie zu produzieren.

Diese Kontakte bestehen noch immer, nur über einen Termin besteht noch keine Einigung. Matthias ist sowieso großer Chilton-Fan und der Gedanke an eine Zusammenarbeit mit seinem Helden bringt ein Leuchten in seine Augen. „Er ist ein großer Produzent. Er hält die Musik klar und rough. Die Ton-Ingeneure, die wir bis jetzt hatten, verstanden nicht, das wir rauhen Sound wollten." Keine schlechte Herausforderung für Matthias Arfmann, denn Alex Chilton ist immerhin nicht nur ein großer Produzent, spezialisiert auf erdverbundene Klänge, sondern ein Musiker, der die Einfachheit mit musikalischer Raffinesse hinreißend zu verkomplizieren versteht, bei dem ein einziges Fill-In mehr Arbeit, mehr Kunst ist als bei anderen eine ganze LP. Ob Arfmann weiß, worauf er sich da einläßt, besser: zu welchen Höhen er sich aufzuschwingen sucht? Was dir die Kastrierten Philosophen mit jedem Satz zu verstehen geben, ist die feste Grundeinstellung, nur ihr ganz eigenes Ding machen zu wollen ohne sich von Business-Überlegungen, fremden Ratschlägen oder der eigenen Geschichte hereinreden zu lassen.

Katrin: „Wir sind sehr ersthaft. Wenn ich schreibe, dann baue ich eine eigene Welt."

Matthias: „Wir beide haben dieselbe Einstellung zum Dasein als Musiker: man muß merken, daß man noch lebt." Katrin: „Also sag' mal..."

Vielleicht wird es die Katastrophe ihres Lebens, mit Alex Chilton im Studio zu stehen, mit diesem Mann, der alles erlebt und alles hinter sich gelassen hat, die heulenden Drogenalpträume von Big Star III, die Alkoholexzesse von Live in London. Heute bringt Chilton Wahrheit, gedämpfte wahre Musik, schöne Wahrheit unter die Leute, und die kann nicht anders als ungeschliffen und erdverbunden klingen. Sind die Kastrierten Philosophen willens und fähig, „Be My Baby" zu spielen, als wäre es ihr eigenes Blut?

Ihre neuen Songs sollen jetzt den Crossover zwischen Live- und Studio-Konzept darstellen. Eine Tour steht für den September an, wo alle Städte, die auf der letzten Tour ausgelassen worden sind, bedient werden. Sie haben amerikanische Vorbilder, sind aber durch und durch so deutsch, daß eine seltsam eigene Mischung entsteht, jenseits von tollen Geistesblitzen und finstern Mißverständnissen. Heute Verden, morgen die (eigene) Welt.

MICHAEL RUFF

Foto: Wolfgang Burat

Noisepop. Die behauptete Bewegung von Shop Assistants bis Primal Scream, von Age Of Chance bis zu den Soup Dragons – eine Erfindung der alternativen Szene zwischen Peel, Rough Trade und NME. Oder das neue Ding. Zwei unserer besten Leute (Niemczyk und Ruff) gingen dem Phänomen nach, um zu durchaus verschiedenen Resultaten zu kommen. Schließlich blendete Niemczyk die königliche Hochzeit und ein Primal Scream-Gig mehr als Celebrity-Party und die ganze Rock-Week und Ruff floh zu Kommunisten, Alt-Punks und natürlich The Damned.

noise pop

Der alternative Hype?

Die ersten Tage der seit Menschengedenken ungemein trendsettenden ICA-Rockweek gaben Ralf Niemczyk Anlaß zu der einen oder anderen Hoffnung. Jung und ehrlich ist immer noch besser als Style-Senator und versoffen, auch wenn George Michael toll aussah. Und ein echter Sieger war auch dabei: Primal Scream.

Es war in der Woche, als die neue Mary-Chain-Single auf Platz 20 der britischen Charts einstieg. London schien mal wieder aus allen Nähten zu platzen. Die innerstädtische „Trafic Jam" und ein durch nichts aufzuhaltender Touristenstrom wälzten sich durch die Straßen. Eine Menschenschlange vor der Kasse für die U-Bahn-Tagestickets staute sich die Treppe hoch bis in den Victoria-Bahnhof hinein. Sicheres Indiz für völlige Überfüllung.

Aber so ist das eben; wenn jemand Hochzeit feiert, kommen Gäste. Sie bringen Freunde mit, und schon bekommt das junge Glück Probleme mit der Unterbringung. Nun hatte man an der Themse bereits Erfahrungen mit derartigen Ausnahmezuständen gemacht – Silver Jubilee und Lady Di's-Vermählung waren auch nicht ohne – und so stellten die wackeren Blaujacken von der Stadt mit professioneller Gelassenheit die Absperrgitter entlang des Zugweges auf.

Auch die Shop Assistants aus Edinburgh schienen ihre liebe Müh' und Not mit der ausgebuchten Hauptstadt zu haben, stand doch Sängerin Alex einige Stunden vor Beginn der „ICA-Rockweek" noch an der Hotelvermittlung am Bahnhof. Zusammen mit 16 anderen Bands sollten die Shoppies im „Institute of Contemporary Art" spielen. Seit einigen Jahren gab es nun diese in unregelmäßigen Abständen stattfindende Leistungsshow für Britanniens junge Garde. Diesmal hatten die Gruppen der „C 86" – Cassette (die 22te in dieser Serie) unter der Schirmherrschaft des NME Gelegenheit, die Existenz eines neuen Dings zu beweisen.

Leinen los!

Der Herausgeber des „Blah de Blah"-Fanzines war sichtlich empört. Nie und nimmer sei diese Rockwoche eine Hype-Veranstaltung eines Blattes, das sich seinen Bedarf an neuen Musikphänomenen selber schaffen will. Das Prinzip „Ausgraben – darüber schreiben, eine Cassette zusammenstellen – drüber schreiben, eine Veranstaltung organisieren – darüber schreiben", also einen redaktionsinternen Sturm aus dem Untergrund als selffulfilling prophecy zu erzeugen, funktioniere nicht. Man solle sich vielmehr über die lebendigste Situation seit Jahren freuen, endlich sei mal wieder Bewegung zu spüren. Auch Rough-Trade-Impresario Mayo Thomson hielt eine kontrollierte Steuerung des britischen Indie-Geschehens für eine Wunschvorstellung: »Da läuft soviel drunter und drüber. Schaut euch diesen Hühnerhaufen doch an!«

Wir schauten. Während die großen Kaufhäuser an der Regent Street über die Toppen geflaggt hatten, sich der Großmutter-Ripper mit dem Brautpaar die Titelseiten der Tageszeitungen teilte, bahnten wir uns den Weg durch hysterische, blau-weiß-rote Melonen tragende Royalisten im Hochzeitsfieber.

Hinter dem „Ausverkauft"-Schild an der Eingangstür des ICA sah die Welt dann gleich ganz anders aus. Eine kleine Insel im sommerlichen Trubel. Auch wenn es keine neue Spezies neuer Subkultur-Wesen zu entdecken gab, so herrschte an Tischen und Tresen familiäre Lässigkeit. Eine Mischung aus gekonnter Schludrigkeit im Auftreten und betonter Normalität im Ausgehdress bestimmte das Szenario. Die pastellenen Sommerkleider Yeah Yeah Nohscher Prägung, Mary-Chain-Spielarten oder der schlampige Mod-Dress Marke TVP sprachen Bände. Nachdem sich die einzelnen Fraktionen über die Jahre durch immer schrägeres Outfit hochgeschraubt hatten, verfällt man jetzt in ein schulterzuckendes Nicht-Styling.

Die *Close Lobsters* aus Glasgow waren es, die den Sängerwettstreit am „schottischen" Montag eröffneten. Beim Blick auf die Bühne schien eine Antwort auf die fundamentale Buzzcocks-Frage „What Ever Happened To Teenage Sex?" gefunden: Wie frisch von der Knutschparty in der Vorstadt, standen Andy, Bob, Tom, Stuart und Graham im weißen Licht der Schweinwerfer und quälten die Saiten mit jugendlichem Elan. Ihr teils schräger, teils melodischer Harmoniepop wirkte etwas farblos; in der Rückschau bleibt auf jeden Fall nichts hängen – kein Ohrwurm, keine Auszeichnung für besonders ausgetüftelten Krach. Die klassische Formation „Sänger in der Mitte und links und rechts kämpfende Instrumentalisten" sollte übrigens von der symmetrischen Perfektion bei Primal Scream (zwei links – Gesang – zwei rechts) bis zum wüsten Tanz von Age of Chance zum bestimmenden Bühnenbild der Woche werden.

Eine weitaus gehaltvollere Antwort auf die „Teenage Sex"-Frage gaben dann die *Soup Dragons*. Einem Gitarristen, der aussah wie zwölf und auf des Fotografen freche Frage nach seinem Alter »20« antwortete, durfte niemand böse sein. Ein Sänger, der auf der Bühne kurze Hosen und einen Ringelpulli trägt und später dann im Foyer mit Brille locker als Jungpfadfinderleiter auftritt, kann kein schlechter Mensch sein.

Und überhaupt – Glasgows Liebste verwiesen die Vorwürfe, reine Buzzcocks-Abzieher zu sein, ins Land der Gemeinheit. Wenn sich junge Menschen um den Nachlaß des Hochgeschwindigkeits-Pop kümmern, dann ist das nett, und wenn man soviel ungeschliffenen Humor (musikalisch & thematisch) wie die Soup Dragons ins Spiel bringt, dann ist das förderungswürdig.

Der Mann von der Hotelvermittlung mußte den Shoppies ein Zimmer mit Seeblick vermittelt haben. Sängerin Alex wirkte jedenfalls so


Die Sieger: Primal Scream

gelöst und gut gelaunt, als wollte sie den Sieg der Durchschnittsmädchen über alle schicken Schranzen und Modells dieser Welt feiern. Sogar einen Posaunisten hatten die *Shop Assistants* mitgebracht, der gelegentlich nach vorn trat und – wie sagt man so schön – den Sound voller machte. Als sie vereint zur Zugabe sichtlich amüsiert Motörheads „Ace of Spades" in einer Dschungeltrommel-Version durchwalkten, konnte man sicher sein, daß die drei Mädels und der schlacksige David reif für die demnächst erscheinende LP waren.

So ging der erste Abend ohne Festival-typisches Zipperlein im Rükken vorüber, und während die Bands noch einträchtig mit Management und Anhang zusammenstanden, war es Zeit zu gehen. Ziel der Nachtschicht sollte das „andere", das etablierte London sein. Denn auch wenn die kauzigen Musiker mit den Segelohren in den letzten Monaten viel Staub aufgewirbelt hatten, so feierte das Establishment immer noch an anderen Orten.

Einkehr im Freudendom

Es ist noch gar nicht so lange her, da definierte sich die Londoner Szene (bzw. was die „Face" dafür gehalten hat) über das Nightclubbing. Rasch wechselnde Bars und Discos in verborgenen und gut abgeschirmten Kellern liefen sich gegenseitig den Rang um die „hip"-Trophy ab. Doch ähnlich wie das römische Imperium im Suff unterging, legte sich auch über die Modegockel und Soundtüftler der Schleier der Umnebelung. Unvorstellbar, daß die Modeseiten in „Blitz", „Face" oder „ID" immer noch die Relevanz besitzen, die man ihnen einstmals nachsagte. Das Ende des „Tabu-Clubs" am Leicester Square wegen Drogen und ähnlicher Geschichten markierte dann auch deutlich die Agonie der bunten Tukan-Wesen. Andererseits gibt für die offizelle Geschichtsschreibung immer noch die Hedonistenfraktion den Ton an, doch wer die orgienfeiernde Sippschaft auf der „Face"-Party im „Limelight" gesehen hat, weiß, daß von diesen fetten, versoffenen Senatoren keine besonderen Impulse mehr zu erwarten sind. George Michael hatte zwar DEN demonstrativen Riß in der Jeansjacke und einen Indiana-Jones-Hut auf dem Kopf (bereit zum Äußersten), doch wer durch die von „Grolsch"-Bier abgefüllten Körper watete, konnte sich zwar glänzend amüsieren, wußte aber auch um deren Untergang.

Sowieso eine komische Angelegenheit, daß die Independent-Fürsten so ganz und gar nichts von ihren vergnügungssüchtigen Kollegen aus den Charts und dem Fashion-Lager mitbekamen. Da schillerte wieder das K-Gruppen-hafte, die ärgerlich-kämpferische Haltung der Indie-Branche durch. Aber vielleicht ist das ja nur eine Frage des Erfolgs, mit dem bekanntlich auch die Dekadenz wächst, kennen wir ja.

Auf jeden Fall waren wir in besagter Nacht die zwar am unspektakulärsten gekleideten, aber auch die einzigen Menschen, die gleichzeitig im „Limelight" (Spandau, Nick Heyward, Bananarama, Kensits Patsy, Paul King uva.) und im ICA (Go Betweens, Everything But The Girl, Alan McGee, Mary Chain u.ä.) zu Gast waren. Nüchtern gesehen, reduzierte sich das konspirative Treiben natürlich auf die gleichen Mechanismen wie am Stammtisch im Osnabrücker „Rauchfang". Nur – hier schließt sich der Kreis zum Nachwuchstreffen – die da tranken und planschten, bestimmten im Gegensatz zu ihren kontinentalen Kollegen seit 25 Jahren die Popmusik dieser Welt.

Monarchy in the UK

Der Dienstag brachte bisher gänzlich unbekannte Gesichter vors Volk. Während *McCarthy* liebevoll ihre Vox- (das Kraftei, auch Joy Division spielten sie. Das für „Fachblatt"-Abwanderer) und Rickenbacker-Gitarren schaukelten, gab es bei den *Wolfhounds* zum ersten Mal einen Langhaarigen zu sehen. Auch sonst fielen letztere durch eindeutig amerikanische Heartbreakers-, New-York-Dolls-Traditionen aus dem streng britannischen Rahmen. Das struppige, proletarische Tier im Windhundzwinger.

Welch ein Abend! Tausende Menschen zogen mit glänzenden Augen durch die Stadt. Die Kutschenroute von der Westminster Abbey zum Buckingham Palace war seit Stunden mit Campern gesäumt, die gut 20 Stunden warteten, um fünf Sekunden Andrew und Fergie an sich vorbeiziehen zu sehen. Aber egal, Union-Jack-schwingend liefen sie zu einer Form auf, zu der sonst nur Rheinländer im Karneval fähig sind. Der Blick durchs ICA-Fenster auf The Mall zeigte pappgekrönte Omas, ordengeschmückte Veteranen und plärrende Kleinkinder. Anarchie für die Monarchie.

Innen verschwand gerade Cath Carol von *Miaow!* in die Halle, um mit ihrer Band die Talking Heads ins Spiel zu bringen. Mal funkig, mal mehr Country – „Sports most Royal" – passend zum Tage wurde der Pop Noise tanzbar gemacht. Baßman Paul schien mit seinem Faible für Rhythmus an Einfluß gewonnen zu haben. Sängerin und NME-Freelancer Cath – Montagnachmittag saß sie noch in der Rough-Trade-Rezeption; jaja, die schlagen sich durch mit den Jobs – gehörte mit den Shop-Assistants-Mädels und der-Age-of Chance-Trommlerin zu den wenigen Frauen der Zunft. Vielleicht wirkt die dogmatische Kargheit und der Häßliche-Enten-Status (Fuzzbox ausgenommen) auf weibliche Wesen etwas abstoßend. Eine Vermutung, von der „Catalogue"-Herausgeberin Brenda Kelly nichts wissen wollte: »Ach was, die Girls sind einfach nur zu faul.«

Ein Vorwurf, mit dem man die *Bodines* wahrlich nicht behelligen konnte, hatten sie sich doch für den Gig vor all den wichtigen Leuten besonders vorbereitet. Schrieben sie mit „Therese" einen der schönsten Songs der „C 86"-Cassette, so wirkten die Bubiköpfe um Sänger Michael Ryan auch live wie die Nachlaßverwalter des Postcard-Pop. Nach dem Rausschmiß der Pastells und der Membranes aus Alan McGees Creation-Stall schien das liebliche Spiel zum neuen Marken-


Der andere Hype: Fergie und Andy


Immer im Gespräch mit der Souffleuse: Wolfhounds


Shop Assistants – zurechtgewachsen


Der Stoff aus dem man Stars macht: Bodines


Ein ehrliches Gesicht (wie so viele): Cath Carrol von Miaow!


Die mit dem passendsten Namen: Wedding Present


Genau, Lärm-Funk brauchte doch auch wieder ein Revival – Mac Kenzies


Nichts, was Fall nicht besser könnte, aber ein ansprechendes Outfit: Bogshed

Foto: wer wohl? Peter Boettcher

zeichen des Labels geworden zu sein. Eine Entwicklung, der Inquisitoren wie The Legend schon wieder mit Argwohn begegneten. In seinem Fanzine verurteilte er Meister McGee als »money-orientated«. Kaum beginnt der „Noise Pop" flügge zu werden, wähnen seine Bannerträger schon Verrat. Zum Abschluß des Dienstags kam es dann noch zu unvergeßlichen Szenen auf dem Trafalgar Square. Hupende Autos, gröhlende Menschen – was wäre passiert, wenn sie die WM gewonnen hätten? – und Einzelkämpfer mit enormen Bannern ließen dem Individualverkehr keine Chance. Innerhalb weniger Minuten war das ausgeklügelte Ampelschaltsystem um die Nelson-Säule nutzlos geworden. Nichts lief mehr. Chaos. Phantastisch.

Götter? Kaum. Thronfolger? Vielleicht!

Beim Studium des Wochenplans war der Mittwoch allseits als der interessanteste Tag veranschlagt worden. Von den berufsmäßigen Konzertgängern, die sich zum semigeschäftlichen Schwatz einfanden, und auch von den Fans, denen die Mary-Chain-Aura wohl einiges bedeutete. So waren deren Ex-Trommler und heutige Primal-Scream-Sänger Billy Gillespie und der Jesus-Baßmann Douglas Hart ständig von einer Traube Gesprächspartner umringt. Auf der knackvollen Empore machten bekannte und bis dato nie gehörte Bandnamen die Runde. Ein Argument für die wahre Existenz eines aufkeimenden Schlages neuer Bands war die unübersehbare Vielfalt von neuen Namen. Auf der Rockweek spielten 16 Bands (Stump trat nicht an), noch mal zwanzig bis dreißig fanden sich in Fanzines und Gesprächsrunden. Ob es jetzt Talulah Gosh oder His Latest Flame war, der noch zu untersuchende Rattenschwanz ist lang.

Auch wenn nur vier oder fünf von ihnen in die Analen der Popgeschichte eingehen werden, so wird auch der konservativste Showgeschäft-Industrielle diesen Schwung – schon aus Brancheninteresse – zu nutzen wissen. Kommen erst mal die Mühlen der Vermarktung in Gang, wird die Großfamilie schnell zerbrechen. Und daß man heute auch aus einem Haufen bunter Haribo-Bärchen ein Promotion-Projekt macht, zeigt ja das allzeit bereite Ding Sigue Sigue Sputnik.

Zur Zeit läßt sich noch nicht mit Sicherheit sagen, wo die Reise der Noise-Popper hingeht, doch diese Veranstaltung wird die erste und letzte des Genres gewesen sein. Auch wenn kommerzielle Supererfolge auf absehbare Zeit kaum zu erwarten sind, angekündigte LPs und der abzuschätzende Ruhm werden die „Class of 86" auseinanderdriften lassen.

Zu den besten Dilettanten der Woche gehörten die *Servants*, die wir leider verpaßten, denen aber nach Korrespondenten-Meldungen übereinstimmend Platz eins unter den weniger illustren Gruppen zustand.

Wedding Present zeichneten sich durch zwei herausragende Leistungen aus: Sie bestritten den kompaktesten, energiegeladensten Auftritt der ICA-Tage, und Sänger David Gedge meisterte eine Redeschlacht gegen einen »Shit« gröhlenden Londoner, indem er nach diversen Wortwechseln plötzlich aus seinem breiten nordenglischen Tonfall in eine Cockney-Persiflage verfiel. Das Publikum lachte wie im Comedy-Theater, und der Unhold war ausgebremst. Gedgens kehliger Gesang erinnerte mich etwas an Ian Curtis (Friede seiner Asche) und fügte sich ganz ausgezeichnet in die kleinen Minigewitter seiner Band. Sie waren neben den Shoppies, Soup Dragons und Primal Scream meine Favoriten der Woche.

So. Trommelwirbel, Vorhang – Tusch!: *Primal Scream*. Reihte sich der bisherige Ablauf ziemlich unspektakulär und ohne atmosphärischen Pomp aneinander, kam mit der Gillespie-Truppe zum ersten Mal ein ehrfürchtiges Prickeln auf. Schon die Bühnenkluft aus Exi-schwarzen Pullovern, nur Tambourine-Schläger Martin St. John trug Rot, gab der Fünferreihe an der Bühnenkante etwas Magisches. Die Songs begannen da, wo die Mary Chain heute stehen: zuckersüße Balladen mit Schaudereffekt und Simon-und-Garfunkel-Knuffeltierpoesie mit einer versteckten Rasierklinge im Ohr. Billy Gillespie war schlicht und einfach cool. Nur bei „Velocity Girl" entwich ihm ein kurzes Lächeln, doch die Rührung über den stürmischen Beifall dauerte nur Sekunden. Einem perfekten Showmann würdig, zog er sofort wieder die gleichgültigste Flunsch der Welt. Da Capo.

noise pop

Kein Geist, nur Fragmente

Michael Ruff sah die letzten Tage der Rock-Week und verfiel ins große Grübeln. Was ist der Unterschied zwischen einem gemeinsamen Geist und einem in Fragmente zersplitterten Vorbild (am Ende Velvet Dingsbums?). Warum sind Sigue Sigue Sputnik am Ende doch relevanter als alle ICA- und C'86-Bands.

NOW THAT I HAVE THE attention what do I do with it? Frage an mich, Frage an die ICA-Rock-Week. Für mich: zehn Jahre London (verspätet). 1975 kaufte ich dort alle Platten, die ich schon immer mal hören wollte. London, die große Welt, wo deine eigenen, merkwürdigen, in Deutschland so einsamen Wünsche plötzlich die Erfüllung fanden: Sogar an miesen Touristenständen fand man Dinge, die zu gefallen wußten. Selbst die großen Plakatwände wirkten beeindruckend mit ihren absurden Werbefeldzügen für Heinecken-Bier oder was immer. Die Plakate schienen in dem Bewußtsein entworfen, als Witz genommen werden zu können, den man sich in Kneipen weitererzählt – Kennst schon den neuen Heinecken? Keine pseudo-ehrlichen, pseudo-wissenschaftlichen Produktbeschreibungen, keine daraus folgernde Aufforderung beleidigten die Massen, nur ein Witz macht die Runde. Kapitalismus zum Lachen, einfach hilarious und absolutely nothing to believe in. Das rückt die kapitalistische Methode mit ihrer Ausrichtung auf Expansion und Massenwahn ins richtige Licht. Jeder kann erkennen, was er davon zu erwarten hat. It's a Showbiz World. 1977 war es leicht, große Bands wie Adverts zu sehen, aber man kam in kein Generation-X-Konzert. Allein die versammelte Stadt-Musikpresse machte den Laden dreiviertel voll.

Der Rest des Vereinigten Königreichs war für London immer das ganz andere. Ob die ausgebluteten Industriegebiete Nordenglands, die mühsam unterworfenen Höhen Schottlands, das tapfer kämpfende Nordirland – für London ist's das Untergründige, Nicht-zu-zähmende, Unmodische, dann wieder das Interessante, Erdverbundene, Saubere, das, was die Stadt abgegeben hat. Holiday-Pop. »You're going to see Bands from North England? Will Half Man Half Bisquit be there, too?« fragt die Empfangsdame dieses miesen, fertigen Hotels in Paddington (wo man früher immer gut wohnen konnte und heute alles durch Inflation zerstört und überteuert ist). Die müssen enorm populär sein. Ich hasse ihre LP, mag aber „Trumpton Riots". Außerdem steuern sie den besten Song zur C-86-Compilation bei. Dazu später.

Anorak-Musik

Sobald man nach London kommt, wird einem sofort bewußt, das The Smiths hier Entscheidendes geleistet haben müssen. Sie und The Jesus & Mary Chain sind die großen Außenseiter im Londoner Pop-Bewußtsein: wirkliche Randexistenzen, die mit ziemlichem Stehvermögen Unpopuläres in die Popmusik gebracht und damit den Weg geebnet haben für ein Vielfaches junger Bands. Sie widersprechen den ungeschriebenen Gesetzen, ohne die klassische Rebellen-Pose einzunehmen. Sie entsprechen der sehr grobkörnigen Beschreibung eines widerborstigen, doch immer kooperativen Untergrund-Helden. Revisionisten eben. Doch was wären The Smiths ohne Morrissey? Belanglose Johnny-Marr-Virtuosität, eine weitere Jingly-jangly-group, etwas, über das jeder leicht ein gutes Wort verlieren kann, es dann liegenlassen und vergessen.

„C-86" nennt sich die Cassette zur Konzertwoche (jeden Abend drei Bands à 30 Minuten), zusammengestellt von NME-Veteranen Roy Carr/Adrian Thrills und dem derzeitigen Neo-Nordengland-Anwalt Neil Taylor. Man kann nicht sagen, daß alle Bands gleich klingen, so als wäre gleichermaßen etwas Allgemeingültiges über sie gekommen. Eher klingen sie untereinander so unterschiedlich, wie bestimmte Facetten eines bestimmten Vorbilds, und damit eben wieder sehr gleich. Sicher ist es ungerecht, Gruppen über einen Kamm zu scheren. Aber dies hier ist eine Medien-Verschwörung, und wer daran teilnimmt, muß sich daran messen lassen. Alle hier vertretenen Sänger schreiben wortige Gedichte, keine Songs. Manche Gitarren klingen sanft und rund, andere spitz und eckig, doch Melodien/Riffs stehen im statischen Midtempo – keine kennt den magischen Begriff des Hooks, diesen Moment eines Songs, wo Rhythmus, Melodie, Akzent etc. die Komposition von simpler Musik zu inspirierter Phantasie werden lassen. They just go on and on and on.

Joe Foster, Mitbegründer von Creation Recs., zeitweise Mitglied der TV Personalities, Gitarrist auf J.L.Pierce's „Flamingo"-LP; Go-Betweens widmeten ihm ihr „Little Joe", er selbst nennt sich Slaughter Joe: »Das erste, was dir in London über den Weg läuft, ist diese pathetische Anorak-Musik, Oooääh-ääh-ääh. Manche sagen, das klingt wie The Byrds, aber die Byrds lebten in Folk-Tradition und liebten Rock'n'Roll! Das hörst du auch auf ihren Platten, sie klingen aufregend! Aber wie können diese Wanky jingly jangly bands wie Jim McGuinn klingen? Es ist der falsche Weg! Und ICA? Das Fest dieser kranken Geister!«

»Und es geht nicht darum, ob sie spielen können oder nicht. Wir haben alle so angefangen. Aber man hört doch, ob da jemand versucht, sich ganz lang zu machen, um etwas Entferntes erreichen zu können, oder ob er sich sowieso für nichts interessiert und lah-lah-lah-lah macht. Ein Song der Swell Maps zum Beispiel konnte schlecht gespielt sein, doch er war so, weil sie etwas sagen wollten, was sie noch nicht artikulieren konnten, und man wußte trotzdem, was sie sagen wollten. Die Shop Assistents dagegen denken, sie seien wirklich gut. Die können sich nichts Besseres vorstellen. Das ist doch beschränkt! Es ist eine Frage der Vorstellungskraft. Diese Gruppen scheinen keine zu besitzen. Es sind halt brave Schüler, die tun, als wären sie die Buzzcocks.«

Age Of Chance

Von den Bands, die ich sah, waren Age Of Chance die einzige mit Guts. Zwei ihrer Songs, „Everlasting Yeah" und „Bible Of The Beats", hinterließen im Wust der Singles den Eindruck, als seien sie geschrieben worden, um etwas zu verbessern, mit der Vision einer besseren Zukunft durch die eigene Band. Live spielten Age Of Chance einen nervösen Set, ganz und gar bemüht, ihr schräges Ding so fest wie möglich zu mauern. Es wirkte tatsächlich wie der ungeübte Start von etwas Größerem. Der Sänger, ein langer kurzblondhaariger, trug eine dieser dunklen, schwarzen Brillen, die man hier an jedem Straßenstand bekommt, und er war mehr als Paul Haig. Die Trommlerin spielte im Stehen rudimentäre Rhythmen auf Standtoms, für die auch ein Tambourin genügt hätte. Sie trug ein schreigelbes, ärmelloses Kleid und lenkte von den beiden übrigen ab, die unscheinbar und konzentriert an ihrem Werk fingerten. Schade, daß sie keine Zeit für Interviews hatten, sie wären meine einzigen Kandidaten gewesen. Merkwürdige Melodie, merkwürdige Menschen.

Bogshed sind nichts, was The Fall nicht besser können. Sie knallen Rhythmus in die Menge, zucken wie Rockmusiker, laufen aber ins Leere. Sie sind eiskalt, zu kalt für Rock'n'Roll. Bogshed verhalten sich zu The Fall wie Hatfield The North zu Soft Machine. Noch wesentlich tiefer erlaube ich mir The Mackenzies anzusiedeln, die, heute mit Saxophon verstärkt, klingen wie so eine New-York-Fake-Loft-Funk-Jazz-Band und versagen wie Berliner Epigonen. Das war Donnerstag, der Tag der Krachgruppen. Freitag brachte dann die Melodiegruppen wieder mit 4-1 nach vorne.

Rock'n'Roll ist eine Haltung

Da war dieses Mädchen, mit der zusammen ich nach London gereist war. Sie liebt guten, gegen alles rebellierenden Rock'n'Roll. Mythen wie Stiv Bators, Flesch for Lulu, und sie war gekommen, um echte London-Bands zu sehen wie Gunslingers, 20 Flight Rockers, and to have fun & party. Nichts davon hat sie bekommen; die Bands kennt in London kaum jemand, und die ICA-Auftritte waren für sie ein erschütterndes Erlebnis. Ihre Gesichtszüge sanken tiefer und tiefer, und sie mußte den Saal schnell verlassen.

Angeblich waren Anfang der Woche die kompletten Go-Betweens anwesend – »They're always partying«, höre ich aus berufener Quelle. Überflüssig zu sagen, daß sie vor der Halbzeit der Rockwoche ausgestiegen waren.

Tony Barber, früher bei Crass-Recs., Clubbetreiber (The Enterprise & Sonic Skyscraper, Chalk Farm Rd.), Gitarrist aus Leidenschaft, Go-Betweens nennen ihn „Mr. Rock & Roll":

»In London kennt kaum jemand noch die Sex Pistols oder New York Dolls. Die Leute haben hier ein falsches Verständnis von Rock'n'Roll. Sie denken, das bedeutet lange Haare, PA-Türme und wilde Grimassen. Aber Rock'n'Roll ist eine Haltung. Einige der besten Rock'n'Roll-Bands waren solche, die man nie als Rock'n'Roll im engen Sinne bezeichnet hat: Velvet Underground, Clash, Joy Division. Joy Division waren auf der Bühne gewaltig, wir haben uns gerade kürzlich an sie erinnert und konnten nicht begreifen, wie wir das jemals vergessen konnten.«

noise pop

Der alternative Hype?



Shop Assistants – 1 1/2 Jahre Chaos & Anarchie


Age Of Chance – Das Messer im Arsch der Langeweile


Auch die Alternativen lieben kyrillische Lettern – Bodines


Urschrei, minimal verstärkt: Primal Scream


Mighty Lemon Drops – Wenigstens eine Band


Zeigen Niemczyk ihre Richtung: Close Lobsters

Foto: natürlich schon wieder Peter Boettcher

»Rock'n'Roll ist eben kein Stereotyp – wie Thunders aussehen, krank auf der Bühne stehen, amerikanischer Akzent. Das ist nur die lustige Plastik-Seite davon.«

What Do I Get?

Dem Stereotyp der ICA-Bands kamen The Pastels am nächsten. Sie waren langweilig, so langweilig, daß ich mir vorstellen kann, wie manche Leute sie gerade deswegen lieben. Sie haben so wenig Biß, daß sie die Kartoffeln unzerkaut schlucken müssen. Jedenfalls klingt der Sänger so, dem man übrigens auch nicht ansähe, daß er überhaupt singt, wäre da nicht das Mikro vor seiner Nase. Plötzlich noch ein Clown auf der Bühne, der keine Witze macht. Ein paar Leute gröhlen Fuckoff!, und sie haben völlig recht. Pastels hatten mal eine Single, die hieß „Something's Going On", und man muß sich fragen, wie sie das wohl gemeint haben.

Vor den Pastels waren Mighty Mighty auf der Bühne, aber ich war zu spät gekommen. Ihre letzten beiden Songs erinnerten an Blue Orchids – Beatmusik, wobei Sänger und Orgel möglichst dasselbe machen. Ein billiger Weg, sich Melodien zu erschleichen, aber mir nicht ganz unsympathisch.

Mighty Lemon Drops waren wenigstens professionell. Man hatte das Gefühl, in einem Konzert zu sein und nicht in einem Übungsbunker. Sie haben einen richtigen Sänger, richtige Gitarristen und einen Drummer, der weiß, worauf es ankommt. Man erinnert sich an die frühen Echo & Bunnymen, doch Mighty Lemon Drops spielen kürzere Songs, die schwerer ins Ohr gehen. Sie benutzen keine billigen Rock'n'Roll-Riffs, sie nehmen liebliche Töne und dezente Taktschläge zur Begleitung ihrer Poetry. Wie die meisten Engländer Poetry schreiben oder lange Briefe oder in einer Band spielen. Einige klatschten freundlich, aber ich sah nichts von dem, was Niemczyk z. B. über Wedding Present berichtet. Grausig wird es, wenn der Sänger in die Ruhepunkte der Musik hineindeklamiert, als wäre er der einzige einsame Rufer in der Wüste. Weiß er nicht, daß es Millionen sind? Und wollen sie so armselige Figuren wie sich selbst auf der Bühne sehen?

Der Kalender sagt: zehn Jahre Punk. So setzen sich die Sinne dem Gedanken aus, daß so etwas wieder da sein muß, wenn nur genügend 7"-Singles erscheinen. Der Blick auf den Zustand, in dem sich die betreffenden Bands befinden, entfällt. Da sind die Singles, mit Liebe gexeroxt, produziert, so billig, wie's geht, voller lokaler Anspielungen. Überhaupt: erfüllen die Form echter unabhängiger Produktion.

Ein liberaler Medienwitz

Seit zehn Jahren weiß auch jeder, daß es leicht ist, eine Platte zu machen. Jeder erkennt auch sofort, daß hier gegen die Mechanismen der Plattenindustrie Position bezogen wird – Hype wird von vornherein unmöglich gemacht. Singles über Singles, aber den Liedern fehlt jener nie zufriedene, bolschewistische Charme, der es unabdingbar machte, sich seinerzeit jede, aber auch jede Single zu kaufen und wegen ihrer noch so obskuren Aussage eines noch so abseitigen Willens aufzuheben, sei es auch im Bananenkarton unter dem Wäschesack.

ICA, NME und John Peel haben sich eine Szene erschaffen, deren Bands nichts mit den Anliegen unabhängiger Musik zu tun haben. Die Musik muß nicht gegen eine insgesamt verknöcherte Herrschaft der Major labels angehen, braucht nicht ohne Beschützer ihren Weg zu machen. Sie findet Schutz im einladenden Pool der Unabhängigen, wo für alle Platz ist und niemand etwas von dieser Musik verlangt, außer daß sie zu existieren hat, egal in welchem Inhalt, und damit der unabhängigen Maschinerie ihre Existenzberechtigung gibt.

Slaughter Joe: »Die meisten heutigen Indie-Labels werden gegründet, um diese Wichs-Bande auszunehmen. Das ist leicht verdientes Geld – dumme Bands machen Platten für Subway Organisation, bezahlen die Aufnahmen selbst und schenken sie dann dem Label. Das Label kassiert vom Vertrieb, und wenn man die Bands nach ihrem Vertrag fragt, dann wissen die gar nicht, was das ist. Von Tantiemen wissen sie auch nichts, kaum jemand bekommt welche.«

Das würde sich kein kleinkriminelles Kleinlabel erlauben, könnten die Bands das Gefühl vermitteln, daß ganz plötzlich die Label-Schreibtischplatte von ihrem Faustschlag getroffen werden könnte. Aber die meisten sind schon vor Freude außer sich, wenn hier mal eine Rezension, dort etwas Airplay zu vermelden ist. Wie soll man hier Enthusias-

mus entwickeln? Würdet ihr für solche Bands ein Label gründen, eure Existenz aufs Spiel setzen? Nur um zu sehen, daß sie dann (wie Yeah Yeah Noh) plötzlich doch das Arbeitslosen- oder Angestellten-Leben wieder interessanter finden als das Musikerdasein?

Das hat nichts mit anderem Zeitgeist zu tun, nur mit anderer Erziehung. Frühe Independents traten der britischen Depression mit dem Risiko entgegen, sie in Worte zu fassen, sie bloßzustellen und zu überwinden, oder eben – gescheitert – ganz in ihr unterzutauchen. What Do I Get!? – als The Buzzcocks diese Frage stellten, lieferten sie die Antwort gleich mit, und jeder wußte, es gehörte zum eigenen Leben.

Ich verkaufe mein Wissen für 1.000.000 £ an Tony James

Und die Mitglieder der Bands sind wirklich tolle, sympathische Typen. Es ist Spaß, wenn Stephen Pastel, Bobby Gillespie und The Legend im Foyer sich die Köpfe weglachen, volksnah und berührbar der Pastels-Sänger, der Primal-Scream-Sänger, der große Mentor. Warum sind sie nur auf der Bühne kein Spaß? Weil ihnen nur das ganz Anspruchslose, Ganz-wenig-Wollende gefällt? Weil sie alles andere für Rock- und Rebel-Posen halten, die nicht ernstzunehmen sind? Sie interessiert nur die abgeschlossene Welt ihrer Bedrooms, sie stören nicht mal ihre Mütter. Sie sind nur da, weil jetzt, 1986, zehn Jahre danach, etwas da sein MUSS.

ICA – ein liberaler Medienwitz. Independent Noise Pop, the next thick thing. Ein Fünfhundert-Leute-Klub mit einer Gästeliste so lang wie beim Sigue-Sigue-Sputnik-Konzert im Fußballstadion. Und die sind wenigstens noch lustig, penetrant, um nicht zu sagen kontrovers. Sie hintergehen den herrschenden guten Schlagergeschmack, diesen schlüpfrigen, obermenschlichen Seelenquark, die grenzenlose Verlorenheit der Charts-Innenwelt, die, wenn sie sich auf Platte äußert, im Grunde nur wegen ihrer geschmackvollen Technik gelobt wird.

„C-86" ist nichts anderes als Sigue Sigue Sputnik, nur schlechter, die eigene Anspruchslosigkeit schlechter darstellend, schlechter verkaufend, sich bewußt der schlechteren, schwächeren Kanäle bedienend, um so auf dem Mitleidsweg in die Hitparaden zu kommen. Lächerlich, wie Engländer, auch Nordengländer, für die Pop-Musik seit Jahrzehnten tagtäglich zum Leben gehört, plötzlich tun, als seien sie alle unbeleckte Neuseeländer. Auch „C-86" hätte sich „the fifth generation of Rock'n' Roll" genannt, wenn noch irgendein, den festgefahrenen Kreis transzendierender Witz in der Peel/NME-Szene vorhanden gewesen wäre.

Maggie Thatcher, wie kann man so schnell so viel verändern? Sags mir! Lag es daran, daß die sozialistische Alternative für jeden sichtbar sinnentleerte Forderungen stellt, dafür streikt und auch noch versagt? Sag's mir! Ich verkaufe mein Wissen für £ 1.000.000 an Tony James, denn der kann damit mehr Blödsinn, mehr Wahrheit anrichten, die gewaltige Wirtschaftskraft der Plattenimperien und Rechtsverwalter schröpfen, die Industrie ihrer geheimen Möglichkeiten, die sie selbst sich kaum anzuwenden traut, berauben, sie bloßstellen und abhaken. Hier können wir etwas lernen! Ich will etwas zum Denken haben, meine Sinne wollen Information weiterleiten, denn wenn sie nichts kriegen, kommen nur schlaflose Nächte und noch eine Nadel ins Herz hinein, what do I get, oo-oooh, what do I get!?

New-Age-Pop

Musik sollte dienen, aber diese Musik dient niemandem, sie hat ihre Aufgabe vergessen und sich selbst weiterentwickelt, ihrer ursprünglichen Diener-Funktion entkleidet, steigt sie zum Herren auf über das Nichts aneinandergereihter Töne und ist nur aufregend für die beteiligten Musiker, welche wiederum ihre ganze Aufregung in diese Musik stecken. Wie die Evolution der Roboterwesen in der Nekrosphäre des Planeten Regis III im Sternbild der Leier, vgl. St. Lems „Der Unbesiegbare".

Sputniks Musik zu mögen ist in dieser Welt eine positive Entscheidung. Wenigstens werden keine belanglosen Nettigkeiten auf uns regnen, zu denen man voreingenommen stehen muß, um sie überhaupt zu bemerken. Wer die jungen Bands überhaupt bemerkt, findet sie förderungswürdig und irgendwie gut. Sie sind kein Problem. Sputnik sind schon durch ihre bloße Existenz ein Problem, sowohl in Beziehung zur gängigen Pop-Musik als auch zur Independent-Credibility. Sputnik bewegen die (Pop-)Welt eine Stufe weiter. „C-86" bewegt gar nichts, fließt nur mit im nimmermüden Strom der Zeit, weicht sanft den Hindernissen aus, bis alles eines Tages über die Kante geht. Wenn das Pop-Musik ist, dann ist es der Pop-Flügel der New-Age-Bewegung. ●

10 Jahre Damned oder Gröhl, gröhl, gröhl! (Was ist Rock'n'Roll?)

Schließlich hielt es Ruff unter all den Netten Leuten, die nur furchtbar langweilig werden, wenn sie auf die Bühne treten, nicht mehr aus und mußte eine echte Show sehen. Was lag da näher als 10 Jahre Damned. Unterstützung von Toni.

Ich will endlich Musik hören, endlich ein Konzert erleben, von Leuten besucht, die Geld und Schweiß zu zahlen bereit sind, um etwas zu erleben. Mir ist egal, ob 50 oder 5000 da sind, solange sie etwas von Party! verstehen. Etwas, jenseits von Musikerfeten, Business-Witzen und dem großen Warten auf das große Tier, Pardon, Ding.

5000 bis 6000 waren am Samstag gekommen, um The Damned zu feiern. 10 Jahre The Damned. Ich muß da ganz subjektiv werden: Es ist so gut, daß es sie gibt. Das ist so subjektiv, daß es noch über musikalischen Geschmack hinausgeht: eine Gruppe lieben, obwohl man mit ihrer Musik, zumindest ihrer aktuellen, herzlich wenig anfangen kann. Aber trotzdem liebt man sie, weil sie die simpelsten, einfachsten Personen sind, immer für eine Rassenummer gut. Mehr als irgendeine andere Band, mehr als Stranglers, PIL und wie sie alle heißen, repräsentieren sie den Geist von 76/77. Sie haben viele Veränderungen durchgemacht in den Jahren. Stets an der Grenze zur Erfolglosigkeit, schafften sie es sogar, mit ihrer letzten LP stilvoll auszuverkaufen. Wie schrieb Diederichsen im Sounds 1/80? »Heute sind The Damned irgendwo zwischen Sweet, Uriah Heep und The Damned gelandet. Brechmittel und Offenbarung. Langeweile und Adrenalin.« Für heute stimmt das ganz genau.

Zum ersten Male sah ich sie in London '77, in so einer grausigen Bahnhofshalle nahe der Charing Cross Road, im Vorprogramm The Adverts und Fruit Eating Bears. Letztere wurden von der Menge ignoriert, sie bekamen einfach keine Reaktion und verzogen sich mit ihrem Bierbauch-Pubrock schließlich resigniert von der Bühne. Adverts waren ein Sturm, und die Menge honorierte jeden Ton, den sie verfehlten. Eine der besten frühen Punkrock-Bands waren sie. The Damned hatten nur die Chance, zwei Songs zu spielen, dann war schon die überkochende Masse auf die Bühne geschwappt, drängte die Musiker zurück, bemächtigte sich der Instrumente, und nach ein paar Minuten Chaos & Anarchy auf der Bühne war zwar der Strom weg, aber die Party lange nicht vorbei. Welch ein Auftritt! Man sah Dave Vanian und Rat Scabies in der Menge wuseln und lachen, sie waren einfach Freunde ihrer Fans. Heute, 10 Jahre später, hätte dasselbe passieren können, wären keine Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden. Das zweite Mal sah ich sie 1979 in Hamburg, da war Rat Scabies gerade in einer Identitätskrise, behauptete, sein Name sei Chris Miller, verließ die Band kurzzeitig und wurde vom späteren Culture-Club-Drummer Jon Moss ersetzt. So war das Konzert insgesamt brav, ein neuer Gitarrist spielte die Brian-James-Riffs, während James selber ein paar Soli versuchte. Der Captain machte derweil, wie so oft, den Affen. Eine Band, die niemals hip war, aber immer populär. Wir klauten eine Zwei-Quadratmeter-Stellwand ihres genialen Erst-LP-Covers, indem wir sie unter lauten „Excuse Us"-Rufen mitten durch die Menge gen Ausgang schleppten und auf dem Dach irgendeiner Ente zu diesem kleinkriminellen Plattenladen in Wandsbek transportierten.

Ihr Zehnjähriges feierten The Damned im Finsbury Park, die Bühne unter einem großen Zirkuszelt mit offenen Seitenwänden und Rasen drumherum. Das Areal wurde gesäumt von Bier- und Hamburger-Ständen in bunter Reihe, gelegentlich von ein paar Toilettenwagen unterbrochen, wo die Girls Schlange standen, um ihre Haare machen zu können.

Nie soviel kniekaputte Jeans gesehen

Als Anheizer am Samstag begannen Restless mit wahrhaft schlappem Un-Psycho-Billy, aber als Doctor & The Medics auf der Bühne waren, führten sie der Welt vor, was eine Anheizer-Band ist. Nicht genug, daß eine dreschende Glitter-Rock-Nummer nach der anderen auf die Menge geschossen wurde, die Bühne von wieselnden bunten Farben erfüllt schien. Nein, das größte waren diese unglaublichen Widmungen, die der Doktor wie literweise Bier über die Menge schüttete: »In ten years ... The Damned will be ... twenty years old (gröööhl!) and we will all be here again (grööööööhl!)« und »Everybody ... who likes The Damned (grööööhlyeah!) move over to the right side ...« und alles drängelt tatsächlich dahin, aber nur bis der Doktor seinen nächsten Hardrock-Hammer rausholt und mähneschüttelnd seinen Schlacks-Körper knickt und streckt. Eine klas-



Foto: Joe Bangay/Foto Selection

10 Jahre Chaos, Captain und Charisma – The Damned

se London-Band. The Damned hätten sich keine bessere aussuchen können.

The Doctor: »Wenn man in England Rock'n'Roll spielen will, muß man sich anstrengen, sich etwas einfallen lassen. In Europa sind die Leute ernsthafter, man kann nachlässiger sein, denn andernfalls hält das Publikum dich für Sigue Sigue Sputnik oder so und geht auf Distanz.

Wir tragen nicht diese Kostüme, weil wir unbedingt auf dieses Image aus sind. Für uns ist das nur Spaß, etwas, was dem Rock'n'Roll abhanden gekommen zu sein scheint. Wenn Boy George sagt, er würde nie ungeschminkt zum Einkaufen gehen, dann können wir das nur bescheuert finden.«

Gröööhlyeahyeah!

Der Doctor organisiert von seinem „Alice in Wonderland"-Club



Der ideale Einheizer – Der Doctor huldigt The Damned

Foto: Bernhard Kuhnstedt

aus Fahrten ins Blaue, und so finden sich plötzlich 2000 Fun-Hippies z. B. im Badeort Clapham-On-Sea. Nächstes Jahr steht Stonehenge auf dem Programm, wo dann die Verbrüderung mit radikalen Althippies ansteht, die sich in diesem Frühjahr bereits heiße Gefechte mit der örtlichen Ordnungsmacht lieferten. „Spirit In The Sky" ist nicht genau meine Vorstellung von Fun, doch als direkt im Anschluß „Paranoid" kam, war ich doch wieder zufriedengestellt.

Nie so viele kniekaputte Jeans gesehen wie in London '86. Die schönsten schwarzgekleideten, make-uptragenden, maxibemantelten Frauen mit kaputten Jeans. Mit meinem Backstage-Paß hatte ich Gelegenheit, das interne Jubiläums-Festzelt zu betreten, wo sich ein Teil des britischen Rock-Geschäfts aufhielt und ein Riesenposter verkündete: The Damned – Congratulations on 10 Years in the Business from MCA Records, looking forward to the next 10.

Dort wurde gesoffen, gehascht und alles, und trotz meines hohen Bierkonsums kam ich mir dort unverbraucht, jung und irgendwie schräge vor. Alte Executives, die es nicht zu Stars gebracht hatten, saßen dort mit ihren Halbglatzen, halbwegrasierten Vollbärten, graumelierten Miniplis, asymetrischem Make-up und gratulierten The Damned mit ihrer Anwesenheit. Wenn sich einer der Musiker in das Zelt verirrte, wurde er in der Regel nicht erkannt oder halt übergangen. Ein relativ freundlicher Mittvierziger erzählte mir, daß er Mitte der Siebziger beim Melody Maker gut im Geschäft gewesen war, sich jetzt aber nach Guiltford aufs Land zurückgezogen habe und überhaupt nicht mehr arbeite. Als er mitbekam, daß ich aus Deutschland gekommen war, um hier die heißen Dinger zu erleben, näherte er sich meinem Ohr und flüsterte in seiner leisesten Stimme: »Ganz geheim. Im 'Three Oaks' in Cricklewood. Vierter September, Eric Clapton.«

L.A. Woman

Ich verließ das Backstage-Areal und mischte mich unter die vorne tobende, hinten verzweifelt Zublick suchende Menge, um die Wirkung der vielen Biere mit einem kräftigen Cheeseburger zu bekämpfen. Doch ich mußte schnell und entschlossen handeln, denn die Menschen da draußen töten dich für deinen Backstage-Paß. Perfider Trick der Verantwortlichen, daß sie dich zwingen, das Ding sichtbar an deiner Kleidung anzubringen. So kannst du nicht die Fronten wechseln.

Den Schluß des Damned-Auftritts erlebte ich vom denkbar unsympathischsten Platz aus, so irgendwo am Rande der Bühne zwischen den Sicherheitskräften, die sich freundlich gaben. Die standen da, so wie ich, genossen die Atmosphäre und taten ihren Job. Tausende brandeten gegen die Absperrgitter, Leiber erklommen die Stützpfeiler des Zelts, sprangen in den Graben vor der Bühne, wurden mit sanfter Gewalt nach draußen geleitet und mußten hinten wieder anstehen. Als The Damned entschieden, „L.A. Woman" zu covern, müssen sie an ihre Ordner gedacht haben, denn auch diese vergaßen plötzlch alles und hotteten wie die Wilden, alle in ihren knallgelben Erkennungs-Shirts. Ein kleiner Punk-Rocker nutzte die Gunst der Stunde, überwand die Absperrung und schlich hinter den hopsenden Ordnern Richtung Bühne, nur um im letzten Moment doch noch erwischt zu werden. So kurz vor dem Ziel gescheitert, machte er den Fehler, um sich zu schlagen, was zu einer unschönen Polizeistaat-Szene führte.

Aber The Damned schickten ihm ihren „Love Song" hinterher, und irgendwie vergaß ich die Szene, denn es ist dieser Damned-Song, der mir immer Gänsehaut macht, und sie spielten ihn zum richtigen Zeitpunkt. Schade, daß der Captain nicht anwesend war, er hatte sich intern für Sonntag angesagt. Da sollten The Fall die Rolle von Doctor & The Medics als Anheizer übernehmen. Bin ja nun großer Fall-Fan, aber irgendwie kam es mir überhaupt nicht in den Sinn, mir diesen Auftritt ansehen zu wollen. Weiß bis heute nicht, wieso ich gar nicht auf die Idee gekommen bin. Wahrscheinlich wäre es mir in dieser Kombination zu nahe gegangen. The Fall für jemand anders arbeiten zu sehen.

Als der erste Tag der Tea-Party vorbei war, kaufte ich mir noch ein T-Shirt, fuhr schwarz mit der U-Bahn, wollte Agitation erleben: Easterhouse-Benefiz-Konzert zugunsten einer neuformierten Kommunistischen Partei Englands. Da würde das Bier anders schmecken!

Zum zweiten Damned-Party-Tag hier die Stimme Tonis.

Like Punk Ever Happened

Toni: Like Punk ever happened – für die orthodoxen Punks war mit dem Ex-Buzzcock Pete Shelley, The Fall und New Model Army das Beiprogramm am zweiten Tag der Damned-Party weitaus attraktiver als am Vortag. So kam auch heute ein Mob von mehreren tausend Leuten am Veranstaltungsplatz zusammen. Viele von ihnen mußten sich mit einem Hörplatz vor dem Eingangstor



Foto: Terrasson/Foto Selection

Ungebrochen verehrt: der Captain

begnügen. Es gab keine Karten. Auf dem Schwarzmarkt wurden Traumpreise erzielt, oft das Dreifache der geforderten sieben Pfund. Mitgebrachter Getränkeproviant mußte am Eingang abgegeben werden. Es kam daher zu erschütternden Szenen. Diejenigen, die nicht reinkonnten, bettelten um Bier und Schnaps, bevor das Zeug vernichtet wurde. Andere waren zu geizig und schütteten innerhalb von Sekunden Unmengen Alkohol in sich hinein. Die Folge waren regelrechte Kotzexzesse.

Auf der Bühne ging's dann los mit Pete Shelley. Sein Auftritt war traurig, enttäuschend. Der Mob forderte laufend alte Buzzcocks-Nummern – zum Schluß spielte er, recht passend, „Something's Gone Wrong Again". Der Mann kann abgehakt werden. Ich rechne ohnehin damit, daß er demnächst auch noch seine Stimme verliert.

We Love You

Zu The Fall, die danach kamen, brauchte man nicht viel zu sagen. Sie haben noch nie enttäuscht. Kraftvoll wie eh und je. Mark E. Smith, der alte Haudegen, wird immer dünner. Brix, seine kleine Gattin, immer hübscher mit ihrer hochtoupierten blonden Mähne.

New Model Army habe ich mir geschenkt. Drei Langhaarige mit Zopf, das kann nicht gut sein. Ausnahme: Francis Rossi von Status Quo, aber der ist ja auch heilig. (Very true – MR)

Mittlerweile war es bald acht Uhr abends, und die Menge wurde langsam nervös. Der Party-Höhepunkt bahnte sich an. Und los ging's: Zehn Jahre Damned, zehn Jahre Punk, zehn Jahre Pogo! Die Massen waren nicht mehr zu bändigen. „Neat Neat Neat" aus über 3000 Kehlen, Gänsehaut am ganzen Körper. Auch Dave Vanian zeigte sich beeindruckt. Aber man merkte den Damned ihre zehn Jahre auch an. Bei neuen Stücken wurden die Gitarrensoli HM-mäßig in die Länge gezogen, ohne die chaotische Klasse eines Cpt. Sensible zu erreichen. Unwichtige Kleinigkeiten, die das famose Gesamtbild nicht stören. Glanzbild die Damned-Version der alten Doors-Schwarte „L.A. Woman" – Vanians Gesang hätte Jim Morrison erblassen lassen.

Aber es sollte noch besser kommen: Nachdem der Set beendet war, ließ sich der Pöbel nicht mehr bremsen. Man schrie nicht »More!« oder »We want Damned!«, sondern »Captain! Captain!« – Die Bühne war noch leer, als jemand anfing, das berühmte „Smash It Up"-Intro zu spielen. Superspannung! Ist er's wirklich? Der Ur-Damned, die lebende Legende, der Punk-Clown Nr. 1 – da kommt er auf die Bühne gekrabbelt! Mit Mini-Gitarre und schwarzem Sport-Dress. Aufdruck: „The Undead". Es war eine Auferstehung. Hier und da sah man Punks mit Tränen in den Augen (ehrlich). Sofort legte er sich auf unnachahmliche Art mit dem Publikum an – Fuck-Off-Gepöbel, Posen beim Gitarrenspiel, Kasperei mit Rat Scabies. Die Menge antwortete mit »Sensible's A Wanker«-Chören. Der Mann ist unersetzlich. Live sind The Damned ohne ihn nur die Hälfte wert. Zum Schluß wurde das obligatorische „We Love You" intoniert. Da mußte Roman Jugg dem etwas verwirrten Captain jeden Gitarrengriff laut zurufen, damit er auch mithalten konnte.

Perfektion ist eben alles bei Damned '86. Trotzdem ließen es sich Sensible und Scabies nicht nehmen, am Ende das Schlagzeut zu zerkloppen. Ten Years of Chaos & Anarchy! **Toni**

This is London

Ich verbrachte statt dessen den Sonntag im menschenleeren West-end, geisterte durch die geöffneten Ramsch-Recordshops von Soho, traf Göran Klintberg, Sänger der brillanten schwedischen Band Thirteen Moons (nächstes Heft), und aß abends ein paar Toasted Ham & Cheese Sandwiches im Chef's Hat in der Pread Street nahe Paddington Station, wie ich es seit Jahren tue. Gegenüber, im St. Anne's Hospital, kommen in der Regel die Königskinder zur Welt. Und siehe, dieser Kellner mit der merkwürdigen Kopfform ist auch schon seit zehn Jahren dabei. Dafür schneiden sie das Sandwich jetzt nicht mehr diagonal, sondern der Länge nach durch.

This is London. Eine Stadt, die dich nicht zaudern läßt. Plötzlich weißt du alles ganz genau. I get up & I work all day / I make this whole country work / I'm part of the straight society / A part of you is a part of me. ●



Foto: Toni Thurow

Immer noch besser dicken Arsch, als ganz ohne Punk – Damned-Fans

UND JET

FICI
BUM
BLA

SEPTEMBER: 10. ZÜRICH · 12. FREIBURG · 13. STUTTGART · 14. MÜNCHEN · 17. FRANKFURT · 18. FRANKFURT · 20. HAMBURG · 21. BIELEFELD · 25. AACHEI

T Z T A L L E

KEN
ISEN
SEN

ACHEN · 27. HELGOLAND · 28. HELGOLAND · **OKTOBER:** 3. BOCHUM · 4. HANNOVER · 5. DÜSSELDORF

Damenwahl®

Der Sänger und sein Stigma

Der Einzelgänger agiert immer.

»Wir beginnen alle damit zu agieren, und je näher wir dem kommen, was wir sein möchten, um so vollkommener ist unsere Verstellung. Endlich kommt der Augenblick, da wir nicht länger schauspielern; es kann sogar sein, daß er uns plötzlich überrascht. Wir betrachten mit Staunen die nicht länger geborgten Federn. Beides hat sich vermischt; was wir vorgegeben haben, hat sich mit dem verbunden, was war; das Spiel ist zur Tat geworden. Die Seele hat nach einiger Zeit des Prüfens und Erprobens die Verkleidung als ihr zugehörig akzeptiert. Agieren … uns in einer bestimmten Rolle sehen – eine größere Gebärde machen, als sie uns im Leben zustehen würde – deklamieren, sich äußern, sogar übertreiben. Uns selber überzeugen? – Oder andere? Uns ermutigen? Mehr tun, als notwendig wäre, damit wir vollenden können ce qu'il faut.«

Und dann: »Hamlet ist einsam. Der Einzelgänger agiert immer. Aber ich könnte tausend Seiten schreiben über viele Hamlets.«

Katherine Mansfield, „Tagebücher"

»Ich möchte nicht, daß mich das Stigma des ‚Rocksänger' immer weiger verfolgt.« (Nick Cave)

N I C K   C A V E

100 Jahre Nick Cave. Zwischen zwei LPs, während der Arbeiten an seinem Roman kommt Cave erstmals mit seinen Bad Seeds auf eine etwas ausgedehntere Deutschland-Tournee. Seine Coverversionen-LP „Kicking Against The Pricks" ist dann gerade erschienen, das Doppelalbum „Your Funeral, My Trial" folgt umgehend. Jutta Koether gelang jetzt das langersehnte, ausführliche Interview mit dem großen, alten Mann in seinem Exil in Kreuzberg.

I.

Das war noch nie vorgekommen. Ein Name in goldenen Lettern gedruckt, und ein Poem über den Träger dieses Namens, ebenfalls in goldenen Lettern, quer über den wirren dunklen Haaren, der Springbrunnenfrisur. Ein Farbphoto gab es auch nicht, und das helle strahlende Blau der Augen blieb seit dem Cover von „From Her To Eternity" im Dunkeln, so wie auch der ganze Nick Cave, farbenflüchtig und interviewflüchtig, sich ins ganz Dunkle zurückgezogen hatte, in das der Studios, des Schreibens, Berlins …

Das hat die kostbare Festigkeit der goldenen Lettern nicht aufgelöst, im Gegenteil, sie stehen da, stolzer als ein Fragezeichen. Das Dahinter, also Birthday Party, Australien, selbst das Kapitel „The Firstborn Is Dead" ist somit versiegelt; der Zwischenakt ist das Jetzt, ist August, ist „The Singer" und nach der Coverversionen-Platte „Kicking Against The Pricks," gibt es auch endlich die Möglichkeit, das Gold zu untersuchen, ins Licht zu halten, zu polieren oder Teile davon einzuschmelzen, oder umzuschmelzen. Letzteres hat Nick Cave getan; leise, genau, konzentriert und in Gegenwart eines riesigen quadratischen, monochrom-blauen Bildes spricht er über all das und noch viel mehr … ein Interview mit Sonnenflecken, gerade so, wie man es liebt in der Kulisse eines fast ausgestorbenen Sommer–Kreuzbergs:

Schreiben

»In den letzten eineinhalb Jahren habe ich fast ständig an einem Buch geschrieben. Dies ist auch einer der Gründe, warum die Bad Seeds und ich diese Platte mit Coverversionen gemacht haben, denn seit ‚Tupelo' gab es eigentlich keinen neuen Song mehr. Dennoch … eine Platte mit Coverversionen ist ein bißchen wie eine Sackgasse, man kann das nicht wiederholen oder weiterführen. Deshalb haben wir jetzt gleich danach doch wieder eine ‚Original'-Platte aufgenommen. Das Buch ist zu dreiviertel fertig und schon ein Jahr überfällig (es soll bei Black Spring Press erscheinen). Es ist ein Roman, eine klassische Geschichte, klassisch bezüglich des Formats und des Themas, ja fast biblisch, würde ich sagen. Der zentrale Charakter ist ein Stummer, und es geht um das, was er erlebt, woran er sich erinnert. Es wird von verschiedenen Standpunkten aus erzählt, und dazu werden verschiedene Dialekte benutzt.«

All das hat wohl keine Ähnlichkeit mehr mit diesen Kurz-Theaterstükken, die du mal mit Lydia Lunch geschrieben hast?

»Nein … das waren fünfzig Stücke, ich habe noch nicht mal eine Kopie davon. Als es mit Lydia auseinander ging, hat sich auch diese Sache zerschlagen, und ich bin auch nicht sonderlich daran interessiert, sie wieder hervorzuholen. Die Idee war ja vielleicht ganz gut, aber es sind einfach zu viele Worte wie ‚Fuck' und ‚Cunt' drin … etwas pubertär, das Ganze. Heute finde ich es viel besser, innerhalb eines konservativen Rahmens zu arbeiten.«

»Es ist niemals so spektakulär, wenn ein Schriftsteller sich aufhängt… oder zumindest ist das Publikum nicht enttäuscht, wenn einer es nicht tut. Jeder bedauert doch insgeheim die Tatsache, daß Keith Richards immer noch lebt.«

Ist das Buch, die Geschichte von denselben amerikanischen Traditionen bestimmt wie deine Lieder?

»Ich glaube nicht, obwohl mir Leute, die es im Anfangsstadium gelesen haben, sagten, es erinnere sie an Südstaatenerzählungen (southern novels); ich glaube aber, daß sich das geändert hat. Die Geschichte spielt an keinem ausdrücklich bestimmten Ort, eigentlich nirgends, fernab von der Zivilisation, in einer kleinen Stadt in einem Tal, das vom Rest der Welt abgeschnitten ist … vermutlich spielt es in Australien.«

(»Gibt es denn Sümpfe in Australien?« fragt Elisabeth.)

II.

Das Buch, das Buch, das Buch – es wird noch des öfteren auf diesem Tape wiederauftauchen, denn das Buch ist die Herausforderung, die ein guter Rocksänger an sich stellt, die unbekannte und oft so gefährliche Größe, die ein Sänger, der sich als Künstler versteht, der viel in seine Songtexte hineingesteckt hat, nach einigen Jahren des Rocksängerdaseins (und bei Nick Cave sind das inzwischen auch schon fast zehn) endlich in den Griff bekommen möchte, das Buch, das Jim Morrison dann gerade im letzten Delirium noch schreiben konnte, das Buch, das Patti Smith durchdrehen ließ; „das Buch" ist auch die Symphonie, die John Cale schon seit hundert Jahren schreiben will, aber vorbildlich für Nick Cave, was Buch und Songs und Sängerdasein überhaupt angeht, ist heute Leonard Cohen. Zeigt sich in Caves Songtexten schon oft die Liebe zu den »gebrochenen älteren Männern«, so nimmt er – scheint es – lieber diesen Weg vom »vergänglichen Rocksänger« zu den möglicherweise überdauernden Seiten eines Buches auf sich.

Schreiben II

»Ich sehe das Buch als eine Herausforderung an. Es ist soviel schwerer, auf dem Gebiet der Literatur wirklich Anerkennung zu erringen, und ganz besonders für einen Sänger, überhaupt erst einmal ernst genommen zu werden. Ich wäre froh, wenn mehr dabei herauskäme, als nur ein weiteres Buch irgendeines ambitionierten Rocksängers. Aber ich möchte nicht, daß mich dieses Stigma ‚Rocksänger' immer weiter verfolgt. Als Sänger wird automatisch alles, was du tust, trivialisiert … selbst wenn du Selbstmord begehst. (Das wäre dann das Ian-Curtis-Revival!)

Ich höre die Schreibmaschinen klappern, wenn ich daran denke, sonst nichts. Es ist niemals so spektakulär, wenn ein Schriftsteller sich aufhängt … oder zumindest ist das Publikum nicht enttäuscht, wenn einer es *nicht* tut! Jeder bedauert doch insgeheim die Tatsache, daß Keith Richards immer weiterlebt …«

Forderst du mit deinen Texten und deinen Auftritten nicht gerade dieses Klischee vom Rocksänger heraus, von einem, der soviel Platz für Projektionen aller Art (wie z.B. auch Jim Morrison) bietet, für Spekulationen und Mutmaßungen? In den Geschichten, die du singst, taucht der Tod oft auf.

»Es ist ja gerade das Komische, daß es immer wieder bei Sängern passiert … ob Balletttänzer oder Schriftsteller, die alle können solche dunklen oder existentiellen Themen behandeln, ohne daß ihnen so etwas passiert, ohne daß ein derartiger Mythos entsteht. Rocksänger werden viel zu sehr als ‚Figuren' respektiert und zuwenig wirklich ihre Sache. Sie sind doch austauschbar. Man sieht es doch – jede Woche erhebt die britische Presse einen neuen zum ‚größten'.«

III.

Die britische Presse ist Nr. 1 auf Nick Caves persönlicher schwarzer Liste, unter anderem deshalb, weil seine „In The Ghetto"-Single als New-Wave-Parodie des Elvis-Songs verstanden worden ist.

Nick Cave wäre nicht Nick Cave in goldenen Buchstaben, wenn er nicht, so dünn wie zäh, das, was er schreibt und singt, beharrlich verteidigen würde und die, die ihm schlechte Reviews geben, die ihn als Kinderverführer bezeichnen, gleich in seine Liste mitaufnähme, wenn ihm auch eine Sache zu denken gegeben hat.

Tod

»Ich bin gerade durch eine Sache durchgegangen. Ein Junge in Melbourne hat sich umgebracht, erhängt; und er hatte sein ganzes Zimmer voll von Nick-Cave-Paraphanalia, er war gekleidet wie ich usw. Die Zeitungen dort haben es als Headline gebracht, daß er sich wegen seiner Obsession für diesen Punksänger getötet hätte, und einzelne Songs von mir wurden daraufhin analysiert. Ich hasse die Idee, daß ich für den Tod dieses Jungen auf irgendeine Weise mitverantwortlich sein soll. Nun ist es doch eine Frage, eine, auf die ich keine Antwort zu geben weiß. Es ist eine ziemlich harte Sache, aber ich meine, Dostojewski hat sich auch nicht gerade mit den leichten Dingen des Lebens befaßt, und die Welt sieht ihn trotzdem nicht als ‚Monster der Literatur' an.«

»Tod ist der Schleier, der Lebenden Leben heißt« (Shelley)

IV.

Sicher ist, daß Musik und eine Stimme, und die auch noch in Moll (wie fast alle Songs auf dem Coverversionen-Album), sowie die dramatischen Bühnenauftritte diesen künstlichen Schleier verdichten, ihn sogar zu einem Kleid weben, das man sich gerne überzieht, weil es ein so prächtiges und künstliches und tägliches ist. Man trägt es, führt es vor, man beschäftigt sich damit, man feiert sogar darin, weil nur so Kunst ausgeübt werden kann, in einem

Fotos: Peter Gruchot

richtigen Kleid, und man liebt es sogar, aber man darf ihm nicht ergeben sein. Und so verhält es sich mit Nick Cave: Über die ‚langen schwarzen Straßen', als ‚Wanted Man', als zum Tode Verurteilter, durch den ‚schrecklichen Tunnel' und am Rand des ‚Brunnen des Elends', mit der Mundharmonika bewegt er sich formvollendet in seinen Schuhen mit den abgestoßenen Spitzen, die sein Freund Blixa Bargeld schon in einem Poem zu würdigen wußte, bewegt sich als Künstler durch das von ihm abgesteckte Feld der Kunst.

So esoterisch der Charakter dieser Cave-Kunst, seiner Texte, die wirklich kleine „true demon flowers" sind, seines Gesangs jenseits aller Disziplinen und des anmutigen, bis brachialen Bühnengebarens auch sein mag, gewachsen ist sie auf allerlei Böden, dem australischen direkt, dem der amerikanischen Musik, dem der Vorbilder und dem der Abgrenzung und auf vielen Taxi- und U-Bahnfahrten, bei denen ihm Zeilen für einen neuen Song abfallen.

Ressourcen

V.

»Ich bin mit amerikanischer Musik aufgewachsen. Wie die meisten Leute bei uns in Melbourne habe ich Country- und Western-Musik gehört. Johnny Cash und George Jones und solche Sachen, ich glaube, diese amerikanische Outlaw–Mythologie paßte einfach besser zu uns als europäischer, sogenannter ‚progressiver Pop'. Doch dann kam Punk ... der sich in Australien auf ganz eigene Weise entwickelt hat. Für mich ist die erste Punksingle nicht die ‚offizielle', ‚New Rose' von den Damned, sondern ‚I Am Stranded' von den Saints. Die Atmosphäre bei deren Konzerten war wirklich ‚Punk', auch wenn sie keine Sicherheitsnadeln im Ohr und gefärbte Haare hatten ... sie waren überhaupt die schlechtgekleidetste Band der Welt! In Australien war man in der Isolation. Dadurch wird die Bedeutung der Saints immer noch unterschätzt, aber andererseits gab die Isolation uns zumindest die Möglichkeit, uns zu entwickeln. Birthday Party (bzw. Boys Next Door) haben erst mal drei Jahre dreimal wöchentlich irgendwo gespielt. Birthday Party gehörten zu dieser Punk-Bewegung und waren in jeder Hinsicht eine voranschreitende Band. Mit den Bad Seeds begann etwas ganz Neues. Wir haben zurückgeschaut, eine Verarbeitung der anderen Einflüsse (C & W, Blues usw.) begonnen; das war ein völlig neues Erlebnis, das schließlich zu ‚The Firstborn Is Dead' geführt hat. Ich glaube nicht, daß die Bad Seeds in irgendeiner Weise nostalgisch oder retrospektiv sind; es ist moderne Musik, nur gespielt mit einem Gefühl dafür, was es alles schon vor uns gegeben hat.«

Ist „Kicking Against The Pricks" unter anderem ein Statement zu diesem Thema? Coverversionen spielen bzw. Traditionen offen zitieren ist ja inzwischen ziemlich gebräuchlich geworden und gipfelt darin, daß dieses Vorgehen in netten Tricks ausartet ... ziehe irgendwo eine möglichst obskure Platte hervor und mache einen Hit draus ... (s. Dr. And The Medics)!

»Das ist eine ziemlich harte Sache, aber Dostojewski hat sich auch nicht gerade mit den leichten Dingen des Lebens befaßt, und die Welt sieht ihn trotzdem nicht als Monster der Literatur an.«

»Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen würde, es sei der Grund gewesen, ein Statement abzugeben; die Begründung für diese Platte ist eher obskur. Ich habe keine Lust, das Publikum zu erziehen. Ich mag diese Songs, sie wurden alle von mir ausgewählt. Das Coveralbum ist keine Hommage an irgend etwas. Es gibt spezielle Gründe für jeden einzelnen Song auf dieser Platte, Gründe wie: ein Song, den ich immer gemocht habe, ein Song, den man eigentlich nicht spielen sollte, vor dem man immer gewarnt worden ist, ein Song, von dem es nur schlechte Cover gibt, ein Song, den ich schon immer sehr geliebt habe, uneingestanden, nämlich ‚The Carnival Is Over', oder dann doch einen Song als Hommage wie den ‚Hammer-Song' von der Sensational Alex Harvey Band. Ich hatte eine Liste von 20 Liedern, und es war wie ein Partyspiel für die Band: ‚Öffnen Sie den Umschlag und hier die neue Überraschung.' Wir haben noch einige mehr aufgenommen, unter anderem das Saints-Stück ‚No, Your Product'!«

VI.

Die ‚Platte mag keine spezielle Hommage sein, aber steht nicht das Stück (und gleichzeitig auch Single) „The Singer" als Statement darüber?

»Naja, der Text ist ziemlich wehleidig, oder? Wenn man das Klischee als Statement nimmt, und schließlich sind die Bad Seeds ja auch Klischee-Händler, dann ist da etwas Wahres dran. Wir sind schließlich nicht so naiv, daß wir nicht wüßten, was wir da herausbringen. Eigentlich sollte es auch noch ein Video dazu geben. Das Konzept der Plattenfirma: Ich trete als Sänger (The Singer) mit dem Song auf, und dazwischen sind Auftritte von Birthday-Party bzw. das Publikum bei deren Auftritten zu sehen, also die Sorte ... der glorreiche Moment der Begeisterung und der ‚einsame Sänger' dagegengeschnitten ... aber das wird nicht passieren.«

Nick Cave weiß sehr genau, was passieren soll und was nicht, und da er nicht wieder um die richtige Gestaltung des Plattencovers gebracht werden will, hält er auch solange seine Hand darauf, bis es in seinem Sinne perfekt ist. Die vielen Teile des Gesamtwerks werden kontrolliert. Dieser Zug, wie das Führen der Schwarzen Liste in einem kleinen schwarzen Buch, wie die aufgeriebene Handschrift, mit denen die Texte aufs Cover gekritzelt sind, wie die Ringe an den Händen, wie eine ‚All Tomorrows Parties'-Version auf einer LP, ist – wie jeder einzelne – ein Detail der Kunst von Nick Cave.

VII.

Denkst du an die Wirkung, wenn du etwas schreibst?

»Nicht direkt. Sicher mache ich mir Gedanken dazu. Als wir die Coverversion aufgenommen haben, war mir schon klar, wie besonders die britische Presse auf bestimmte Songs reagieren würde. Wahrscheinlich rege ich mich unterbewußt darüber auf, was über mich geschrieben wird.

Ich identifiziere mich mit den meisten Songs, die ich selber geschrieben habe, das ist schon wahr. Aber das Publikum macht doch wieder alle möglichen anderen Dinge daraus, als man sich vorstellt. Die Melodie, oder die Stimmung eines Songs verlangt eine bestimmte Interpretation, aber selbst die ist von Konzert zu Konzert verschieden. Ich halte das nicht für ‚schauspielern', im Sinne der Schauspielerei des ‚unspeakable David Bowie' auf der Bühne.«

Trotzdem – du stellst doch bestimmte Charaktere in deinen Songs vor und auf der Bühne dar, zitierst usw., d. h. du bist nicht ein Schauspieler im Bowie-Sinne, der ‚den Schauspieler' spielt, sondern einer, der im klassischen Sinne seine Figuren fast glaubhaft verkörpert.

»Das mag sein, aber es geht nicht nur um eine Figur. Es geht um die Songs, die alle zu verschiedenen Zeiten entstanden, variationsreich genug sind, um sich zu einem Ganzen zusammenzufügen. Das, was auf der Bühne stattfindet, mag übertrieben sein, ist eine sehr konzentrierte Darstellung von Gefühlen, die in den Songs stecken, aber diese Darstellung ist ‚genuin'. Ich bin auf der Bühne kein anderer, als wenn ich von dieser Bühne herunter bin. Mit einem Song, den ich gecovert habe, kann ich mich voll und ganz identifizieren. Das ist ‚Avalanche' von Leonard Cohen. Dieses Lied ist einfach so gut, sagt genau aus, was ich denke, und ich hätte es nicht besser ausdrücken können als Cohen. Nur bei ihm ist es das Verhältnis Mann-Frau, bei mir das Verhältnis Sänger-Publikum.«

When I am on a pedestal/You didn't raise me there/Your laws do not compell me/
To kneel grotesque and bare.
I myself I am the pedestal/For this ugly hump at which you stare.

(Leonard Cohen: Avalanche)

VIII.

»Damit wir vollenden können ce qu'il faut ...

Es gibt also diese Platten, es gibt die Bühne, und es gibt die Bad Seeds (d. h. Blixa Bargeld, Mick Harvey und Barry Adamson), die den Boden bereiten, auf dem die Cave-Blüte wächst und gedeiht. Doch bei diesem Vorgang zieht er es vor, sich gegen die Welt abzudichten, so daß keine profane Hand ihn berühren kann. Eine exquisite Treibhauspflanze in ihrer „Splendid Isolation".

»Für mich bedeutet das tägliche Leben eben nicht, viele Leute treffen' oder ‚Spaß haben', warum sollte ich also darüber schreiben, und selbst wenn es so wäre, würde es mir nicht in den Sinn kommen, einen Song darüber zu machen. ... Ich würde sagen, das ‚tägliche Leben' ist für mich eine Sache der Isolation, Probleme mit der Kommunikation usw. ... ja,

»Das Amerika, worüber ich singe, habe ich nie kennengelernt. Ich war nie in Albuquerque. Das ist wohl auch der Grund warum ich darüber singe.«

die meisten Lieder handeln vom Tod, aber das hat nichts damit zu tun, daß ich mich umbringen oder gar jemanden töten möchte, sondern es ist ein Thema, über das man normale menschliche Gefühle, z. B. Eifersucht, in einer übertriebenen Weise, zusammengeballt ausdrücken kann. Und damit habe ich viel mehr zu tun, als nett mit Freunden herumzuhängen.

Unglücklicherweise oder glücklicherweise, nimm es ganz wie du willst, ist das *Depressivsein* dem Songschreiben nun einmal förderlich, ‚Carefree' -sein ist es nicht. Das heißt nicht, daß unsere Musik depressiv ist, unter depressiver Musik verstehe ich etwas anderes ... Disco-Musik ist wirklich depressiv!«

IX.

Förderlich für diese fruchtbare Fiktion, die Nick Caves Lebenskonzept bestimmt, vielleicht auch eine Begründung für sie, ist sein Status als Heimatloser oder Nicht-Zugehöriger, von Australien schon lange getrennt, einen gewissen amerikanischen Traum pflegend und sich in Berlin aufhaltend oder gerade dazwischen ... der kostbare Kokon wird nicht in hilfloser Gebärde gesponnen, sondern als gewählte Lebensform verstanden.

Australien

»Ich fühle mich immer weniger dorthin gezogen ... nur wenn es hier Winter wird, gehe ich zurück, unter dem Vorzeichen einer Tour oder, wie nächsten Winter, um bei einem Film mitzumachen, für den ich auch am Skript mitgeschrieben habe. Gewöhnlich halte ich es dort aber nie

länger als zwei Monate aus. Es ist zu klein, d.h. Melbourne ist zu provinziell, zu eng.«

Die Co-Betweens?

»Ich habe mir schon lange nichts mehr von denen angehört.«

Du hast aber einmal eine Single mit denen gemacht!

»Ach, ja das. Die kamen im Studio vorbei, wir haben zusammen getrunken, der Mix war grauenhaft, und es wurde einfach veröffentlicht, ohne Verträge usw. ... Es war eine dieser Sachen, die Musiker aufnehmen, wenn sie betrunken und gelangweilt sind.«

Amerika

»Ich habe in L.A. und in N.Y. jeweils für einige Monate gelebt.«

Aber das ist nicht das Amerika, über das du singst, Albuquerque.

»Nein, das Amerika, über das ich singe, habe ich nie kennengelernt. Ich war nie in Albuquerque. Das ist wohl auch der Grund, warum ich darüber singe.«

Berlin

»Ich fühle mich hier wohl, aber es ist nicht mein Zuhause. Ich bin seit sechs Jahren unterwegs. Hier bin ich jetzt auch schon wieder zu lange, glaube ich. Für meine Arbeit am Buch aber war es gut, eine Weile an einem Ort zu bleiben und dazu an einem Ort zu sein, wo ich die Sprache nicht verstehe.«

Isolation II

X.

Also können dich die täglichen Neuigkeiten, Nachrichten, Meldungen usw. nicht berühren.

»Ja, ich kann aus- und abschalten, wie ich will, und werde außerdem nicht in Gespräche verwickelt. Das ist ein großer Vorteil für mich.«

Du kannst aber auch keine Zeitungen lesen.

»Das habe ich sowieso noch nie gemacht. Ich war niemals sonderlich an Zeitungen interessiert, selbst an Musikzeitungen nur wenig. Es ist erstaunlich, wie abgetrennt du von der Welt sein kannst, wenn du es wirklich willst, wenn du keinen Versuch machst, dich an die Kultur um dich herum anzupassen.

Klar, ich kenne die wichtigsten ‚Facts', aber nicht viele ... in diesem Jahr haben die Amerikaner Libyen bombardiert, und dieses Ding in Rußland ist explodiert. Andererseits finde ich es dann auch wieder abstoßend, daß ich in diesem Vakuum lebe, es mir sogar ausgesucht habe, darin zu leben, denn wenn irgendein nationales Desaster geschehen würde also – wenn ich einen Blick auf die Geschichte werfe, dann habe ich keine Sympathien für die Leute, die einfach etwas Gräßliches haben geschehen lassen, die passiv waren. Ich bin sicher, ich wäre genau einer von denen, wenn heute etwas passieren würde. Ich habe aber nicht die Zeit und nicht die Energie, mich dahingehend zu erziehen.«

Du hast also kein wirkliches Interesse an einer nationalen Zugehörigkeit, noch an einem Land, an einer Stadt usw. ... Ist das eine Form des Eskapismus?

»Vielleicht. Im Grunde müßte man dann aber alles, was ich tue, also Musik machen, Konzerte geben, ein Buch schreiben, Kunst überhaupt, Eskapismus nennen. Diese Tätigkeiten ausüben heißt, wie in einer Muschel leben, in die du dich setzt und in der du dich von der Welt abschirmst. Bei mir betrifft das ganz besonders die Sache mit dem Buch. Ich kann nur schreiben, wenn ich *bei mir* bin. Ich denke oft darüber nach, ob das nicht in Wahrheit der Grund ist, *warum* ich überhaupt ein Buch schreibe, denn mit sich alleine zu sein ist bequem und gesund. Es ist wahr, es ist eine Form des Eskapismus.«



»Ich kann nur schreiben, wenn ich bei mir bin. Ich denke oft, ob nicht das in Wahrheit der Grund ist, warum ich schreibe, denn mit sich allein zu sein ist bequem und gesund.«

XI.

Die kleinen runden Stoffscheiben des Hemdes sitzen eng am Körper; Nick Cave gibt Jim Morrison gegenüber John Cale den Vorzug, doch wer die Hülle, in der er sitzt, so genau zu beschreiben weiß, kann kein Mensch *im* Futteral sein. Nick Cave ist wie sein Name: Man denkt, es sei ein künstlicher. Sein Großvater deutscher Abstammung hieß eigentlich Voigtländer und hat den Familiennamen aus obskuren Gründen in Cave umgeändert. Also ist der Name doch ein künstlicher; doch Nick Cave wurde mit ihm geboren, das heißt, er ist „genuin", wie der Australier sagt. Das „genuin" eines weißen Australiers kann nicht anders als künstlich sein, und es lebt durch behauptete Verbundenheit oder Abgrenzung des Individuums, das dieses Künstliche mit sich herumschleppt und aufbaut. Nick Cave, früher mit Birthday Party und heute mit den Bad Seeds radikaler als der Rest der Australier, kombiniert beide Methoden.

Wenn von außen, also mit Fremdeinfluß von Konzertagenturen solche Verbundenheit angenommen wird, kann es zu Zusammenstößen kommen, wie im Fall Screamin' Jay Hawkins bei einer Tour in Australien.

»Er war fürchterlich verletzt, daß er bei uns als Vorgruppe spielen sollte. Es war auch bestimmt nicht unsere Idee. Also ist er herumgelaufen und hat Wirbel veranstaltet, bei allen Radiostationen und Zeitungen durchgegeben, daß er mich von der Bühne werfen würde usw.... aber er ist wirklich ein bemerkenswerter Mann und Sänger. Er kam und wollte mit mir zusammen ‚I Put A Spell On You' singen, aber ich habe es nicht gemacht. Er ist ein großer Mann mit einer großen Stimme und hätte mich sicherlich von der Bühne geblasen ... außerdem passen die verschiedenen Versionen dieses Liedes von mir und von ihm wirklich nicht zusammen. Das, was er in diesem Interview (im NME) gesagt hat, hat mich nicht sonderlich berührt. Nur eine Sache war wirklich falsch. Ich will bestimmt nicht wie Muddy Waters singen ... tatsächlich mag ich Muddy Waters überhaupt nicht – noch eifere ich Screamin' Jay Hawkins nach...«

XII.

Nick Cave hat auf seine unnachahmliche Art schon viele Pforten der Tradition eingerannt, doch bei sich selber klopft er stets an. Der Titel der neuen Platte, die Anfang Oktober herauskommen soll, verheißt denn auch das Pochen eines Holzhammers, der die Schatten weghämmert: „Your Funeral – My Trial", ... eine Skizze desselben:

»Es werden zwei 45er mit je vier Songs, und beide Platten werden sehr verschieden sein: ‚Your Funeral' – ... unser bekannter ... ‚Tear-jerking-overacted Schmalz', und ‚My Trial' – der aggressive, gewalttätige usw. Sound.!!!

Nein, ich meine nur, daß man die langsamen Stücke nicht mit den härteren, schnellen durcheinanderwerfen sollte. So sollen sie voneinander getrennt werden.«

XIII.

»Der Einzelgänger agiert immer...«



Eine kühn-konsequente Kühnheit von einmaliger Schönheit in limitierter Auflage. (Tav Falco)

LECKER

Sky Sunlight Saxon & Fire Wall
A Groovy Thing
Imitation Of Life
Cubes & Sugar
Beide New Rose

Ein Haufen Geschichten, ein kaum entwirrbares Knäuel der interessantesten Lebensläufe der Pop-Musik. Da wäre der rührend eingeschrumpelte Sky Saxon, Chef einer der besten Bands aller Zeiten, der Seeds, später durchgedreht (oder immer schon?), die Göttlichkeit von Hunden anbetend, ausgegraben von einem ungemein überdrehten, feisten Produzenten, Liner-Note-Autor und Alles-an-sich-Reißer namens Frank Deeson, zusammengepackt mit dem ehrenwerten Mars Bonfire, Kim Fowley-Dauergitarrist und Steppenwolf-Gründer, der wohl heute noch von den Tantiemen seiner Komposition ,,Born To Be Wild'' lebt, dazu Leute wie Rich Coffee von neuen US-Helden-Bands wie Yard Trauma und The Fourgiven. Deeson, Bonfire und Saxon schreiben die Songs: ausgelassene, ungebrochene Spielwiesen für Saxons Acid-Rap im kaum veränderten Seeds-Stil, so unvergleichlich hüpfend — Swing, den man ins Hochdruck-Herz schließt — und erleuchtet LSD-wahnsinnig.

,,Recorded spontaneously and meant to be listened to in that spirit'', heißt eine von ,,Project-organizer'' Deeson verfaßte Entschuldigung auf dem Cover. Diese Platte hat diesen Monat so manchen Tag gerettet: so gut abgehangene Acid-Säcke (und immer fröhlich, so seltsam es klingt: Dies ist Gute-Laune-Musik), weiß Gott: Lebensraum im Hirn.

Imitation Of Life hat auch wieder Deeson produziert und aufs Cover geschrieben, daß Sänger Alan Berman (der wie Jung-Beefheart aussieht) seinen Freund Sky an Arthur Lee von den göttlichen Love erinnere. Der Rest sind Chitwoo-Brüder: Jeff, Rod und der '75 verstorbene Randy, dem die Platte gewidmet ist. Der seltsame Ethan James (der Undercoverman von Jane Bond & The Undercovermen) hat gemischt und Deeson, rastlos wie eh und je, Prominenz von Plimsouls und anderen herbeigeschafft. Was es ist? Ja, ich würde fast sagen, wenn ich mich trauen würde, Power-Pop. Gute, aus dem Ärmel geschüttelte Songs mit saftigen Orgeln und Gitarren und Herzlichkeit, nichts wirklich Fragiles wie die heutzutage offensichtlich von jedem wieder geliebten (est omen) Love. Eher casual, aber euphorisch und gut gelaunt.

Diedrich Diederichsen

SÜFFIG

Neil Young
Landing On Water
WEA

Wenn Du aufgeputscht bist, aufgeputscht genug um die Grenzen Deines gewohnten Geschmacks zu überschreiten, dann ist dies hier die Platte für Dich. Leg sie auf, laut, und schon weißt Du, warum diese Art von Musik so immens populär ist. Neil Young gibt Dir den Schlüssel. Da geht dieser grandiose Bums-Beat los, jede Minute erwartest du die zirpende Circe von Sängerin sich durch die Hiebe schlängeln, aber nee! Hinein schleicht sich ein zirpender Neil Young, der hier sein abgedrehtestes, unfaß-, unmeßbarstes Werk in die Menge wirft. Nein, was für eine Platte! Kein Bass drauf, nur knallende Akkorde, Galeeren-Schlagzeug, abgewichste Synthis und dann diese Texte! Die wirken so, als hätten sie auch auf seiner letzten Cowboy-LP — (die von euch Trendies gekauft wurde, aber 10 x langweiliger ist als ,,Landing On Water'') sein können, niedlicher Folkie-Schlauberger-Optimismus. Wie kann der Mann nur gewußt haben, daß diese Lieder nun ausgerechnet ein Disco-Rock-Gewand brauchen? Wieso hat er immer Recht? Diese Platte wäscht Dir die Ohren, geht in die Beine, macht Lust auf Bewegung. Und hat nichts mit Bill Laswell am Hut. Gute Platte, meinen Glückwunsch an Amerikas letzten Helden. Michael Ruff

DEUTLICH

James
Stutter
Sire

Das schon lang ummunkelte Debütalbum dieser vierköpfigen Manchester-Band ist ein großer schneidiger und diffiziler Blockadebrecher, eine Wunderwaffe sozusagen, eigens gebaut, konstruiert, über lange Zeit entwickelt, um nun endlich durch die immer dichter und öder werdenden Reihen der britischen Gitarrenbands zu stoßen.

In dieser Funktion sind James ebenso entscheidend wie The Jesus And Mary Chain es mit ihrer Debütplatte waren, mit dem Unterschied, daß James nicht an die ,,Noise''-Methode angeknüpft haben, sondern an ureigene britische Folktradition von der durchgedrehten hochkomplizierten Art wie etwa der der Incredible String Band.

Daß James etwas ganz besonderes sind, hat schon Morrissey vor geraumer Zeit propagiert und sich diese Band ausdrücklich als Vorgruppe ausgebeten. Vier Jahre spielten sie, einige Singles unter dem Independent-Stern fielen ab, dann erst haben sie sich für die LP-Variante ihrer komplizierten Liebe zur Musik den rechten Mann geholt und mit ihm ausgeholt, die Fetzen, diese klingenden ,,Bits & Breaks'', zu einem Großen zusammenzufügen. Lenny Kaye, der Produzent dieser Platte ist, hat sich hörbar der Rhythmen und Drums angenommen, gestrafft, aber auch diese winzigen unentbehrlichen Pianostellen eingefügt.

,,Stutter'' ist vielfach gefaserte Musik, die jedoch an keiner Stelle ausschlabbert, und selbst eines der dominierendsten Elemente der Musik, die Stimme des Sängers Tim Boothe — irgendwo zwischen Morrissey und Mike Scott — ordnet sich ihrem fein-gesponnenen Netzwerk unter, der Absicht nach verfahrend wie Prefab Sprout, nur daß folkartigere Formen von Bizarrheit dabei herausgekommen sind. Wie das wundersame Pfeifen im ,,Black Hole'', das am Schluß dann doch im furiosen Rockwirbel aufgeht. Erfüllte Erwartungen.

Jutha Koether

Talking Heads
True Stories
EMI

Natürlich kann es noch schlimmer kommen, denn das hier ist nicht nur *großartig*, sondern auch noch *wahr*. Getreulich aufgezeichnet von ,,der bekanntesten Band der Welt'', der ,,Band, die das Unheil in die Welt brachte'', der Band, ,,die jeder, der nicht bei einer Musikzeitung arbeitet, *sofort* erkennt''. Ja, die Band, die jeden Menschen zum Studenten macht, auch *mich*, und ich habe als einzige in diesem Laden *kein Abitur*. Abends in der Kneipe wird man wieder fragen, was dieses Stück sei, das eigentlich auch nicht schlechte, und die Antwort wird sein ,,X, von der neuen Talking Heads.'' Irgendwie ist hier MEINER MEINUNG NACH wieder alles um den *Geist des Meisterwerks*, Stand ca. ,,Ape Man'' herumgearbeitet, etwas Gutes für Jedermann. Danke! In leicht faßlicher Form gibt es alle Errungenschaften aus 76 Jahren Rock- und Popgeschichte, auch dieses sattsam bekannte Südsee-Südamerika-irgendwo-Wimmern geschmackvoll eingebettet und reizvoll kontrastierend mit bratzig-patzigen Dirty-Pictures-Bubblegum. (Was meine ich damit? Ehso nur für Erwachsene und ein bischen schmierig?) Ich wünschte, die Talking Heads wären The Knack, und auch das vermag ich nicht verständlich zu machen, es ist eben einfach ein WUNSCH. Die einzig interessante Frage um die Talking Heads bleibt: warum kommt Byrne, bei dessen Videos einen das Grausen anfliegt, als Bandmitglied immer noch am Besten 'raus?

Clara Drechsler

Melt Down
Sampler
Media Burn

Die besten Punk-Rock-Platten heißen heutzutage Psychobilly. Und die besten Psychobilly-Platten erscheinen auf Media Burn. Die achte Veröffentlichung ist der Sampler für alle, die es noch nicht gewußt haben, mit weitgehend unveröffentlichten Stücken, die die Grenzen zwischen den Begriffen (historische) endgültig ad absurdum und nauseam führen. Gruppen wie die Golden Horde und Bad Karma Beckons sind das, was Punk heute leisten kann und stehen hier gestandenen Größen der, um den Pindar-Of-Wakefield-Pub in London entstandenen, Psycho-Szene gegenüber, wie den großen Sting Rays oder den Tall Boys, der neuesten Band des Meteors-Gründers und Ex-Escalators, Nigel Lewis. An die Purple Things hält sich, wer letztes Jahr in Hamburg Spaß beim Vibes-Konzert hatte (das Acid ist weg) (Soll ich jetzt sagen: großartiger Lärm?) (Die erste Platte, die es geschafft hat, den Flamenco-Kurs des Circulo Cultural Antonio Machado nebenan zu übertönen.) (Wigs, X-Men, Atoms, Milkshakes, Cannibals, Surfadelics, Locomotives). Früh vollendet. Prof. Klopp

Tav Falco Panther Burns
Snake Rag EP + Free Live LP
New Rose

Auch New Rose hatte wohl Hemmungen, mit dieser Live-LP (früher schon als Cassette erhältlich) etwas anderes zu machen, als sie den Käufern der verkaterten ,,Snake Rag''-EP als Geschenk mitzugeben. Die verkaterte EP ist in Ordnung, Tav und der legendäre James Luther Dickinson (der wahre Cramps-Entdecker, Chilton-Partner und neuerdings Ry-Cooder-Sideman) zupfen da ein respektables Memphis-Underground-Gezupfe zusammen, aber die Live-LP ist wirklich groß, vor allem das zehnminütige ,,Jump Suit'', wo zwei, offensichtlich inkompentente, Gitarristen und ein schlaffer, nur die Eins schlagender Minimal-Drummer den besten, zähesten, elegantesten Primitiv-Rockabilly seit einigen besonders öden Drum-Machine-Stücken von Alan Vega bestreiten. Eine kühn-konsequente

Kühnheit von einmaliger Schönheit in limitierter Auflage.
Diedrich Diederichsen

REM
Life's Rich Pageant
CBS

Von wegen unentschlossen, dunstig, dröhnig, trockeneisig, blutarm-weggetreten etc. Ich will nicht verstehen, warum REM eine schlechte Band sein soll (Spex 8/85). Alles Quatsch. REM sind die beste aus der ersten Generation der amerikanischen Neu-Rock-Bands, nicht nur, weil sie weniger als alle anderen ihre Bezugspunkte aus den 60er Jahren erkennen lassen. Selbst die anfänglich so überdeutlichen Byrds-Anleihen lösen sich schnell in Luft auf.
REM sind die besten, weil ihre Kombination von Michael Stipes unberechenbarer Macke, den genialen Songs auf all ihren LPs, gepaart wird mit einem 60er Jahre sumpfig-morastigen, provinziellen Hippietum, ohne jede Jeder-soll-was-er-kann-Beliebigkeit, sondern sie, im Gegenteil, pur aufdringlich, penetrant, fordernd etc. sind. Da, wo die Ami-Bands ansonsten zurückschrecken — sie betonen immer: Eigentlich sind wir doch keine Hippies —, ist das bei REM noch nicht mal Thema: Nimm es, oder hau ab!
Alles in Ordnung wäre ja, wenn sich ihre vierte LP nahtlos dem einfügen würde. Peinlicherweise tut sie es aber nicht, sondern bereitet allergrößte Schwierigkeiten, trotz der Ankündigungen, daß es die beste LP der Band sei. Der Folk der letzten LP ist verschwunden, stattdessen für REM-Verhältnisse viele Hochgeschwindigkeits-Songs, die den sonst so starken Wiedererkennungswert der REM-Stücke beeinträchtigen. Auch die angenehme Bedeutungslosigkeit der Texte scheint auf Cassette eher Bedeutungsvollem gewichen zu sein.
Blah, blah. Was ich eigentlich sagen wollte: Die ersten drei LPs von REM waren klasse, „Lifes Rich Pageant" macht mich eher ratlos. Kann sein, daß Detlef sie gerade jetzt erst gut findet.
Lothar Gorris

Peter Case
Geffen Record

Die neue Fruchtbarkeit ist angebrochen; aus dem amerikanischen Boden wächst ein Pilz, der sich Songwriter nennt. Der Songwriter ist weiß und hat ein Hütchen an, ist bebrillt und ein bißchen schlaff, ein wenig fade und fabriziert am liebsten „snapshots", das „kleine Lied", die „Mini-Story", weil er natürlich aus einer kleinen Stadt kommt. Der sanfte „Small Town Boy", der mit Blues, Country und Folk großgeworden ist und ein inniges Verhältnis zu Bob-Dylan-Songs hat, aber so viel wie der will er ja gar nicht.
Peter Case sagt: „These songs are about sin and salvation. Have fun". Er hat ihn, ganz offensichtlich. Während sich sein schottischer, ebenfalls bleicher, Songwriter-Kollege Lloyd Cole zwanghaft um seine Songwirter-Identität bemüht und die „kleinen Geschichten" mühselig aus sich herausquetscht, sammelt der ehemalige Straßen- und Plimsoul-Sänger Case in amerikanischer Unbekümmertheit, alle Pop-Ambitionen übergehend, die prominentesten Leute um sich, die die einzelnen kleinen Dinger ins große musikalische Bett legen. (Unter anderem sind Roger McGuinn, John Hiatt, Mike Cambell dabei, und eines der hübschesten Lieder, das „Small Town Spree" ist von Van Dyke Parks arrangiert worden.)
Den großen Rahmen haben dazu noch T-Bone Burnett und Mitchell Froom (Del Fuegos), die beiden Produzenten gezimmert. Das bringt das Selbstbewußtsein auf Hundert. Kein Wunder, daß der Kleinstadtmann ein ausgesprochen fröhliches Wesen ist, das sich, auch ohne besondere Stimme, durch seine Welt schlendernd, des Pogue-Songs „Pair Of Brown Eyes" annimmt und sich sehr gekonnt auf verschiedenen Stühlen herumräkelt.
Jutta Koether

The Paper Garden
The Paper Garden Presents
The Open Mind
The Open Mind
Colour Dreams
Various
Basement Walls
Various
Alle Antar Record

Antar Records, Anfang 86 gegründet, ist offensichtlich ein Label, das sich um die exzentrischen Seiten englischer und amerikanischer Psychedelia kümmert. Man kann diese Platten schon allein wegen der Cover kaufen. Obwohl jede von ihnen mehr als doppelt so teuer ist wie ein Trip, sind sie mindestens 2.500 mal so groß — und vielleicht noch farbiger.
Was soll ich sagen — alles ist groovy, läßt uns von den 60ern träumen. Und: Ich werde dabei nicht zynisch werden, das überlasse ich den Miesmachern. Ihr könnt die 80er vergessen — es gab einfach nicht viel, an das sich zu erinnern wichtig wäre.
Kennt ihr das? Der Geruch von frisch gemähtem Rasen, Erntezeit — stellt es euch vor und ihr wißt, wie diese Platten klingen. Es ist Zeit, ein Stück Sahnetorte zu essen. Zeit, eine

L P - K R I T I K

Freundin zu küssen. Zeit, in den Fluß zu fallen. Zeit, sich zu verlieben. Und ich gebe nichts zu. Und ich streite alles ab. Es gibt viele Formen von Musik — Psychedelia ist eine davon. Heute hab ich in einem Garten auf dem Lande gesessen. . . Heute bin ich auf den alten Kirchturm gestiegen.

Gestern habe ich einen Laden mit Tausenden von alten Büchern entdeckt. Acht Jahre — und er war mir nicht aufgefallen. In zwei Tagen könnte ich ein Mädchen aus Chicago treffen. Oder den Fluß runterschippern. Diese Platten sind all diese Sachen. Es ist nicht wichtig, nur Songs zu beschreiben. Hier ist etwas, das solche Dinge überschreitet.

Nikki Sudden

Everything But The Girl

WEA

BITTE (Schrei! Regler hoch!. . . muß man laut hören.) keine angenehme Platte! Ich will jetzt noch nicht weinend mit der Nase in die Schreibmaschine fallen. Ebensowenig ist mir danach, klug, charmant, selbstbewußt und gelassen zu sein, (wie diese Platte.) Oder gar: häßlich, aber *apart zurechtgemacht,* nein, nichts, was ein festes Auge im Angesicht des Nieselregens erfordert oder repräsentiert, (wie diese Platte!) So leid es mir tut — ich muß Sie töten. Diese Platte ist rundum ein sanfter Ausklang, ein wohlbedachtes Wegsacken von Körper und Geist, ja, sprechen Sie mir doch von Weintrinken und Kaffeestunden am Nachmittag und wie man sich fühlt, wenn man *seine eigenen Ansichten* hat. Ich höre auch bestimmt nicht hin. Clara Drechsler

Tote Hosen

Damenwahl

Virgin

Kein Zweifel, die Beschäftigung mit deutscher Popmusik war in den letzten Monaten gegen Null gelaufen. Bis auf wenige Ausnahmen lautete das Urteil „für Deutsche ganz gut, aber brauchen wir das?". Vielleicht symptomatisch, daß die Toten Hosen mit ihrer dritten LL die einzigen Aktiven aus der deutschen Punk-, NDW-Brut geblieben sind. So, und was macht nun eine ewige Punk-Band in Monopolstellung: Sie geht den Weg von allen ewigen Punk-Bands und feilt am Sound, liebäugelt mit Hard- und Melodie-Rock, der Sänger lernt singen, der Songschreiber arrangieren; kurz: sie werden BESSER. Und damit sind sie meistens am Ende, wie uns die Beispiele 999, Stiff Little Fingers, Angelic Upstarts etc. gezeigt haben.

Nicht so die Toten Hosen, die bis auf zwei scheinbar unvermeidliche Bundeswehr-, Karnevals-Sauflieder ihr Terrain ausgebaut haben.

Eingeleitet von einem Anti-Russen-Song (Campino jetzt in der Jungen Union? Wir sprechen uns!), benutzen die Hosen die Repertoire-Aufmöbelung tatsächlich nur, um nicht im ewigen eins, zwei, drei, vier-Punk-Gleichklang zu verenden.

Vielmehr findet sich mit „Wir werden immer glücklich sein" — „Psycho"-Thema: Campino findet das Glück mit seiner Liebsten erst, nachdem er sie abgemurkst und ausgestopft hat — ein satter Klassiker, der einigen Slade-Nummern um nichts nachsteht.

Schwarzwaldklinik, Punk-Chöre, Großalarm, knarziger Baß, ewiger Frust mit den Frauen, es geht voll ab,. . .: Die Hosen machen das, was für sie in Deutschland machbar ist, gehören zu den wenigen ehrlichen Idioten, die erträglich sind, singen weiterhin penetrant deutsch (und das GUT) und haben weiterhin meinen Segen. Ralf Niemczyk

Exit Out

Peruse Prankster

What's So Funny About/EfA

Das ist jetzt wieder etwas absolut angenehmes aus der Ecke, wo man seit je und drei Tagen am besten verstand, diese besonders deutsche Faszination für die besonders ausländischen, besonders geheimnisvollausländischen Sachen aus Amerika und so zu entwickeln und dieses faszinierende Fremde sich anzueignen, anzuverwandeln: 39 Clocks, Hannover (Heimatstadt John Kays, von Steppenwolf). Clock-Gleue und Clock-Drummer Klose mit einem gewissen J. Worat an diversen Keyboards (man darf auch Manzarek zu ihm sagen — oder Greenfield) und auralen Skulpturen ergehen sich auf diesen schon ein Jahr alten Aufnahmen in den klassischen Gefilden, zwischen den extremsten Momenten der Seeds („Slipping", auch hier gibt es ein Stück mit Lead-Instrument Harfe), „Love Street"-mäßig relaxten Doors, einer „When The Music Is Over"-Riff-Anverwandlung und einigen sehr eigenen, gepflegten Schönheiten, die dann auch über sechs und bis zu neun Minuten dauern müssen. Dazu gepflegte Songtitel und eine gratis beiliegende Detektiv-Novelle verraten den sophisticated Charakter sekundaristischer Intelligenz, die sich hier den zeitlosen Weltschmerz eines „Exclusive Hotel For Has-Beens" gönnt.

Diedrich Sunlight Diederichsen

The Enemy Within

A Touch of Sunburn

Red Lightnin'

Kann man sich vorstellen, daß jemand wie Snakefinger, also ein ehemaliger Residents-Mitstreiter, eine Platte mit alten Blues-Haudegen wie Peter Green (ich sage nur „Albatros") und Mick Green (der hat früher mal bei den Pirates gespielt) aufnimmt? Man kann, denn 1) äußerte Snakefinger, der hier unter dem Pseudonym Raven tätig ist, schon vor Jahren ein Interesse an allen möglichen, authentischen Blues-Formen und 2) scheint heutzutage jede Zusammenarbeit möglich (Ginger Baker und John Lydon, Jack Bruce und Anton Fier, Paul Kuhn und Blixa Bargeld).

Wichtig ist bei dem „Projekt" The Enemy Within, daß es nicht das übliche Sessiongedudel abgeworfen hat, sondern daß sich mit „A Touch Of Sunburn" als Resultat ein völlig stimmiges und gelungenes Werk präsentiert. Diese Platte ist mehr als einfach nur interessant. Obwohl meist ganz konventionelle Blues-Schemata als

Singles

Frauen

„Immer Ärger mit den Frauen", sagen gelangweilte Ehemänner in schlechten Filmen, aber könnten diese Klischee-Klempner nicht manchmal doch Recht behalten? Besonders der Typ „anrüchige Blondine" macht Ärger. **Madonna** hat sich, clever wie sie ist, von diesem Job freigemacht und geht nun als kinderkriegendes Marlene-Dietrich-Modell durch die Welt, sie wissen schon, „Karriere und Kind" („Papa don't preach. . ."') und die andere, der blonde Knaller, den Clara schon zur Discoqueen des Jahres gekürt hatte, was tut der?

Samantha Fox provozierte mit ihrem „Touch Me — I Want Your Body" doch offensichtlich heftigste Wallungen, denen gleich noch das etwas schlappere **„Do Ya Do Ya (Wanna Please Me)** *(Teldec)* hinterhergeschoben wurde, und die Skinheads waren so hingerissen, daß sie beim Spiel Liverpool-HSV auf die Bühne stürmten und sie ausziehen wollten. Solchem Schlachtgetümmel ist das arme Ding von Seite 3 nicht gewachsen. Wo waren die Bodyguards?

Patti La Belle: Oh, People *(MCA)*
Die schwarze Schönheit macht keinen Ärger, im Gegenteil, sie ist unendlich sanft und mit der rockigeren B-Seite („Love Attack") pocht sie nur mal kurz auf den unbegrenzten Credit, den sie seit „Lady Marmelade" in Anspruch nehmen kann. Recht hat sie, denn mit ihrer Stimme kann sie aus dem durchschnittlichsten Song noch etwas machen.

Kratzkunst

Die vier **Fuzzbox**-Mädchen haben, auch wenn sie jetzt bei *WEA* unter Vertrag sind, daß Indie-Konzept ihrer *EP*, eine Seite vier Stücke, die andere eingeritzte Zeichnungen, durchsetzen können. Eigenständige, schnippische Gitarren-Spät-Punk-Musik, flink und froh, die an große Girl-Groups-Zeiten anknüpft.

Sandy Shaw: Frederick *(CBS)*
Die große Sandy betätigt sich weiterhin als Medium, das allerlei Songs vom Pathos ihrer Originalversionen reinigt. Diesmal hat sie sich ausgerechnet den späten Patti-Smith-Song „Frederick" vorgenommen und erfolgreich zu einer Popnummer umgewandelt.

Männer (als Monster)

Love *(Cartel)*
Die Sigue Sigue Sputniks für alle, die schon über 14 sind und nicht mit Stefanie Tücking aufs Motorrad steigen wollen. Dieser wilde Mann und seine Kumpels sind sich wirklich für nichts zu schade. Mag sein Alter ego zu 40 Prozent aus Alice Cooper und zu zehn aus Van Halen und AC/DC bestehen, der Rest ist „Deliquent Genius", ist Leder, Dreck, künstlicher Achselschweiß, ist gemeines Grinsen, Augenrollen und fieses Knödeln in der Stimme, kurz, der Ex-Graphiker entpuppt sich als wichtigste Comicfigur des Monats und seinem amerikanischen Kollegen mindestens ebenbürtig:

David Lee Roth: Yankee Rose *(Wea)*
Rudert strickt auf dem amerikanischen Hard-Rock-Mainstream, hatte mit „Just A Gigolo" aber schon ein sanfteres Trashbad genommen. „Yankee Rose" ist die vollkommene Verbindung von beidem. Großkotzige, anmaßende Yankee-Musik mit sentimentalem Einschlag, die sich David Lee Roth selbst auf den Leib geschrieben hat. Perfekt.

Ramones: Crummy Stuff *(Beggars Banquet)*
Nur als ein Mann (alle zusammen) zu sehen haben sie Joeys Motto folgend „If you're not in it, you're out of it" mit ein bißchen Verspätung auf Live Aid reagiert und diese Maxi „Ramones Aid" genannt. „Hey Ho, let's go". . . ganz im Zeichen des sinkenden Dollarkurses; ändert aber kaum etwas an der Beschaffenheit der Scheine, bzw. der alten Ramones-Song-Strukturen, nur ist al-les auf der B-Seite sehr bedächtig und langsam.

Screaming Blue Messiahs: Wild Blue Yonder *(WEA)*
Ein herbes, schwerfälliges, rundum gelungenes Paket im harten grauen Umschlag. Der Titelsong und „Killer Born Man" und „I'm Mad Again" sind so aufrecht als hätten der glatzköpfige Mann und seine Leute Stöcke verschluckt. Bracchiale Männlichkeit im Sinne des Captain Beefheart, die in der Ablehnung von kosmetischen Kunstgriffen und Verfeinerungen kühn und konsequent ist.

Männer (des Pop)

Spandau Ballett: Fight For Ourselves *(CBS)*
Da hat sich Gary Kemp eine schöne Botschaft ausgedacht. Nur haben Spandau Ballett jetzt schon so lange mit einer neuen Single gewartet, daß es wirklich nicht nötig gewesen wäre, das neue Ding eilig Gary Langhan in den Synthesizer zu drücken, was ihnen nicht nur einen Fake-Applaus (machen wir mal 'nen Live-Effekt da rein!) sondern auch die Designermusik-Trademark eingehandelt hat.

Al Jarreau: L Is For Lover *(WEA)*
Der wahre große Pop-Mann ist hier nicht Al Jarreau, der dieses Stück singt, sondern Green Gartside mit David Gamson (also Scritti Politti). Ein formvollendeter Popsong, formvollendet von Nile Rogers produziert. Die Platte, mit der man garantiert überall Einlaß findet, weil sie gleich von drei wichtigen Elementen (Jarreau, Scritti Politti und Rogers) getragen wird, ohne daß es zu peinlichen Ha-hier-haben-sich-bekannte-Größen-zusammengetan-Ausfällen-kommen-würde. Die Alternative zum Duett.

The Jesus And Mary Chain: Some Candy Talking *WEA)*
Sanft in Velvet-Underground-Zitaten dahinschunkelnde EP, wobei The Jesus And Mary Chain inzwischen auf der A-Seite voll und ganz auf die heisere kleine Melodie setzen, die auch mal nach „Sugar Sugar" klingen kann.
Die B-Seite besteht in einem Geräusch-Assortiment, klug „Hit" betitelt und dem „Psychocandy". Ganz plötzlich bricht das Lied ab, die „Candies" sind alle und der heisere Unterton klingt im Ohr nach. „Some Candy Talking" ist warhaft maßstabssetzendes Rüstzeug für den nächsten Haufen:

Männer (viel zu jung)

The Wild Flowers: It Ain't Easy *(Cartel)*
Wieder eine Variation des beliebten Themas: Jungs-Gitarren-arbeitslos-Langeweile mit Bedeutung auffüllen. . . wenn diese Jungen wenigstens zur Abwechslung mal Orgeln oder Flöten zum Geburtstag geschenkt bekämen.

The Essence: The Cat *(Midnight)*
Holländische Dreimannband, die sich da etwas wirklich Schönes ausgedacht hatte, im Stillen und so weiter; nur haben Robert Smith und die Cure die geheime Kommandosache schon lange lange ausgeplaudert und Berge von Songs daraus gemacht.

Hearts Of Fire: You Promised Me A Camera *(Midnight)*
Siehe Wild Flowers, mit dem Unterschied, daß die Hearts Of Fire schon über das romantische Blütenblätterzählen hinausgekommen sind und ein nettes Mädchen (Syn D'Cody) dabeihaben, das alles nicht so ernst nimmt.

The Men They Couldn't Hang: Goldrush *(WEA)*
Folk-Punk im Pogues-Stil mit viel Temperament. Bestehen auf bewegtem Leben auf dem Lande. Das 100%ige Gegenstück zu Yellos Verständnis von Goldrush.

Männer (Nerver)

Killing Joke: Adorations *(Virgins)*
Die Killing Joke nerven wie keine andere Band. Soll das die Anbetung goldbestickter Tracht in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett sein oder was? Die bedenkenlosen, theatralischen Gesellen beten der Einfachheit halber allen Quatsch an, den sie sich ausdenken. . .
„Our faces raised in adorations". . . wenn sie bloß mal ernst machen und zwecks Vervollkommnung ihrer Verzückung in einem Kloster in der Wüste verschwinden würden . . . wäre gut für die „Ecstasy" (B-Seite), you know!

Psyche: Contorting The Image *(New Rose/EP)*
Erfolgreich hatte ich mich um die Besprechung der Singles-Compilation gedrückt, aber ich hatte wohl die Zähigkeit von Vocalization und Electronics unterschätzt, mit der diese Musik sich überall wieder einschleicht und auf dem Plattenspieler klebt. Und meine Synthie-Allergie kommt wieder voll zum Ausbruch. Von wegen Psyche, diese EP bewirkt eine rein physische Angelegenheit; fiddelige Töne und Effekte die zu Störungen des vegetativen Nervensystems und Ausschlag führen.

Cassandra Complex: Data Kill *(Normal)*
Harter hämmeriger Gitarrenkiller geht um! Natürlich so nach Plan, daß man in der Disco um ihn herumstapfen und ihn feiern kann. Leicht stumpf, aber ungefährlich. Die B-Seite paukt etwas verdrehtere Rhythmen.

The Mission: II *(Cartel/EP)*
Geliebter Düstersound der Ex-Sisters Of Mercy. Mit dieser penetrant verschrammelten Coverversion von Neil Youngs „Like A Hurrican" und auch ihrem eigenen „Garden Of Delight" ist man im Besitz des Rendezvouz-Killers Nr. 1. Verwegen!

Reptiles At Dawn: Zenith/Borderline Ring *(New Rose)*
Wenn Fossilien mobil machen, da schüttlen sich die Steine und mancher Klunker fällt ab. Der Neuseeland-Export lebt und „der Zauber des Wah Wah" (s. Diederichsen in SPEX 8/86) ist Gold wert. Zum LP-Extrakt wurde für die B-Seite ein weiteres Wah-Wah mit magischer Länge (4.44) dazugegeben.

Abenteuer-Urlauber

Jenseits des Plattenspielers befindet sich das Radio, wo sich **Huey Lewis And The News: Stuck With Me** *(Chrysalis)* wohlig zwischen Journalisten-fragen-das-Volk-Sendungen räkelt. Aber wußten sie schon, ja wer hätte das gedacht, daß selbst „die Tagesschau abenteuerlich sein kann", und daß „der Begriff Abenteuer sich mit der wachsenden Komplexität unserer Umwelt in enormem Maße gedehnt hat". . . Von sowas weiß **Thinkman** (alias Rupert Hine) zu künden: **„Best Adventures" (Island)** heißt die Streckbank, aber eigentlich war es nur ein Wasserbett.
Eine Lagerstätte, auf der sich auch die **Les Immer Essen: Roman Noses** *(EMI)* behaglich wälzen, nur mit dem feinen musikalischen Unterschied, daß die sich plötzlich mit der 180. Band aus Glasgow identifizieren.
Und sie lernen viele verschiedene Leute kennen auf unserer Tour:

The Popular Front: Liberté und Egalité und Dansabilité *(Midnight-EP)* setzen auf Vereinigung von Rassen, Melodien, Rhythmen aus aller Welt. . . umfassendes Folklore-Projekt, das auf die Dancefloors zustrebt. Tief unter dem Synthesizer weint der Jazzrock leise vor sich hin, aber das ist bei solchen Projekten meistens unvermeidlich.

The Ministry Of Love: Burnin ‚And Lootin' *(Midnight/EP)* Musikerkollektiv, das auf wundersame Weise funktioniert, auch wenn sie das Motto „Dub and Jazz-Poetry meet rock uptown" vor sich herträgt. Ministry Of Love sind reaggaeorientiert und ihr Cover des Bob-Marley-Stücks „Burnin' And Lootin'" ist eigentlich programmatisch. Die Überraschung dieser EP ist das von Eugene „Redman" Lange geschriebene, unendlich „cool" vorgetragene Stück „Johnny": Eine Aufzählung von realistischen Umständen und Fakten, die einen Mann durchdrehen lassen.

Härtetest

Nu Shooz: Point Of No Return *(Atlantic)*
Die klassische Malaise des Nachfolgehits. Hier hilft nur durchhalten!

Bang Orchestra: Sample That *(Geffen)*
Schwitzkasten

GI-Joe: Don't Worry Tonite *(Teldec)*
Sieg der Klimaanlage. Chili-George, früher bei den ersten Fehlfarben, Boy-About-Town-Düsseldorf und perfekter Rasta-Imitator verbreitet als GI-Joe leider nur lauwarme Disco-Luft, in die französische Wortgeschnipsel eingestreut sind.

Device: Hanging On A Heart Attack *(Chrysalis)*
Härtetest nicht so sehr für mich als für Michael Chapman (Produzent) und Jellybean (Mixer), die sich eine Edel-Designer-Punkette und zwei flachköpfige blonde Boys auf den Hals geholt haben, die einem die beste Produktion vermasseln.

Severed Heads: Propellor *(Ink/EP)*
Elektronik-Stotterer aus Australien, die sich offensichtlich komplizierteste Instrumente ausdenken, mit denen sie erfolgreiches Drehen am Knöpfchen verhindern können. Kokette Therapeuten!

The Fall: „Living Too Late" *(Beggars Banquet)*
Hah. . .endlich. . . die Wunderdroge im Plattenhaufen. Mark E. Smith, der Beredsame, hat die bewährte harte Fall-Monotonie trotz sämtlicher Einflüsse des Produzenten John Leckie voll im Griff und dazu noch die beste Frau. Brix als Frederica Federation.

Mrs. Benway — Die Singles



Gerüst benutzt werden, kommt die in zwölf Songs dokumentierte Mischung aus eigenwilligem, zum Teil verfremdetem Sprechgesang, elektronischen Schlagzeugrhythmen und einem dichten Gitarrenteppich (sechs Gitarristen spielen hier auf) zu einem ganz überraschenden Ergebnis. Dies ist minimaler, aber dichter Spaceblues, am treffendsten zu hören in den Stücken „Chinese White Boy" und „End Zone".
Eine schöne Platte auch, aber nicht nur für Captain-Beefheart-Fans.

Frank Janning

David & Sylvain
Tokyo Dolls
New Rose/Fan Club

Vielleicht kann der Leser sich nicht vorstellen, wie wir uns am heutigen Morgen fühlten. Mir ging es sehr schlecht (so schlecht, daß man es nicht anders umschreiben kann, als mit eben den zwei Worten), und Diederichsen quakte von seinem Herzfehler, und wir nahmen ein Blutbad im Büro, das zudem noch unordentlich war. So war die Lage. Schließlich begann der Dings, der. . .Dingsda. . . mir von komischen Leuten zu erzählen, die ihn besuchen kommen, zeigte mir Fotos und so, von einem der auf Hunde steht und Ethan James und eben den gebrüdern Chitham, die ihre Platte eben Randy Chitham, ihrem '75 verstorbenen Verwandten, widmen. Ist das soweit klar? In *eben* dem Jahr, in dem Randy Chitham starb, nahm man im Kohrakuen-Stadion diese Platte auf, die New Rose nun in einem denkwürdigen Cover veröffentlicht: David Sylvain ist zu lesen, daneben ein Foto eines „Samurai in vollem Wichs" (er hat einen Tigerschwanz hinten dran), kurz, ein Cover, das dazu verleitet, es schnell auf die Fensterband zu legen und mit ein paar alten Leserbriefen zuzudecken — haha. Ist das soweit klar? ABER-Nein, gehen sie jetzt nicht weg. . . so bleiben sie doch. . . nein? (zum Publikum gewandt:) Schade. Es ist nämlich die Platte von zwo Ex-New York Dolls, die David Johansen und Sylvain Sylvain heißen, saublaues Vinyl mit ORANGEM Label, sie ist so— wie sagt man — so *klasse*, irgendwie gut, ja? HAHAHAHAHAhe. Jetzt gehts gleich los (mfgatrroebreckdweft). Ein SOUND, DER DIESEN NAMEN NOCH VERDIENT, MANN. Nämlich, gar keiner. Das muß man gehört haben, dieses verstimmte Röcheln, das kreuz und quer durch das Kohrakuen-Stadion irrt, und zwoing-quiek kommt eine Gitarre. . . derweil sie „Funky But Chic" abschlappen, und woraufhin Johansen dann völlig blöd wiederholt „Rock'n'Roll" blökt, als sei das irgendwie *interessant* oder *wichtig* bzw. als müsse man wissen, was er damit zum Teufel *sagen will*, woraufhin sie dann „Flip Flap Flog" spielen, die Japaner aber zirpen dazu in ihrer so faszinierenden Sprache. . . „die Wildnis des Japanischen Publikums", schreibt New Rose, und ich ahne, was sie meinen. Seite 1: Looking For A Kiss, Daddy Rolling Stone, Puss'n Boots, Strandet In The Jungle, Pills. Seite 2: Funky But Chic, Flip Flap Flog, Frankenstein, Teenage News. Das, statt weiteren Geschwafels. Alles bekannt, alles auch schon mal bessere Tage gesehen, aber: dies ist eine Platte, von der Handverkäufer behaupten, sie capture die magic und von der sie annehmen, man wolle sie als historisches Dokument unbedingt haben. Diesmal liegen sie damit richtig.

Clara Drechsler

Valium Orgasms
Creation/Rough Trade

Noch 'n Creation-Sampler (vgl. LP-Kritik SPEX 8/86). Für den deutschen Markt, wie es heißt. Und da die Piefkes ja immer ein bißchen lahm sind, hat die Firma Rough Trade in Herne eine Platte herausgebracht, auf der viele Creation-Singles der letzten ein/zwei Jahre zusammengefaßt sind. Was erstens sehr nett (von wegen Preis/Leistung) und zweitens ein kluger Schritt ist (von wegen Nachhilfeunterricht). Abgesehen davon, daß sich jetzt einige fleißige Singlekäufer ärgern werden (ihnen bleibt der Ruhm, alles schon vorher gewußt zu haben), ist „Valium Orgasms" ein ökonomischer Einstieg in die Creation-Welt:
Jasmine Minks mit den stürmischen Mod-Hymnen ihrer Frühzeit (man beachte die falsche Reihenfolge auf dem Label!), Biff Bang Pow und Slaughter Joe als Ur-Bands des Labels, bis zu den Neuverpflichtungen Bodines und Primal Scream. Interessant auf einer Platte zu verfolgen, wie sich das Label-Programm von Slaughter Joe (gezielter Einsatz von Krach) bis zum „schalala-schalalie" („It Happens") eines Billie Gillespie verändert hat. Auch wenn diese Würdigung anläßlich der ersten „deutschen" Creation-Platte ein wenig spät kommt, so ist die Entwicklung des Labels wohl eine der wichtigsten Tendenzen in der britischen Popmusik seit '84.

Ralf Niemczyk

Van Morrison
No Guru, No Method, No Teacher
Phonogram

Van Morrison strikes back. . . Irgendwo in Amerika scheint dieser Mensch ein Eiland zu bewohnen, wo er seine Songs scheinbar unberührt vom Rest der Welt beharrlich zusammendichtet, ganz so als hätte er „Gärten", von denen er so schwärmt, all das Grün dorthin geschafft mit Stumpf und Stiel und allen „Celtic Roots" dazu. Aber eingeschafen ist er dabei nicht und alle paar Jahre gibt es eine Platte, denn er weiß: „Copycats ripped off my words/ Copycats ripped off my songs/ Copycats ripped off my melody. . ." und dagegen muß etwas unternommen werden. So spielt Van-Morrison Van Morrison, besteht auf der klassischen Schönheit des Van Morrison-Songs und verteidigt diese seine Scholle, als ginge es um sein Leben, und läßt die sehnsüchtigen Geigen, Trompeten und Frauenchöre diese Bekenntnisse untermalen, die, würde sie ein naher Freund ablassen, einem die Schamröte ins Gesicht steigen lassen würde. „Got To Go Back", „Ivory Tower", goldene Herbsttage, überirdische Gärten, Königreiche verschiedenster Art, Second-Hand-Mystik en masse, nicht etwa nur abgeschöpft von der Bibel bis William Bla-



Ein Sound, der diesen Namen noch verdient, Mann. Nämlich gar keiner. (David & Sylvain)

ke, sondern tief in diese Bücher hineingelangt, . . .mein Gott, der alte Schwärmer: ,,No Guru, no method, no teacher / just you and I and nature / And Father in the garden. . .'' da rührt sich's tief in der ,,Soul'', und da werden auf Breitwand die Furchen gezogen, per Hand natürlich, denn Van Morrisons Musik hat sich über die Jahre zum Monumentalfilm der alten Schule entwickelt, was natürlich einen Anachronismus darstellt; doch bei einem ,,Spartacus'' können einem ja auch immer wieder die Tränen kommen. . . Jutta Koether

Sigue Sigue Sputnik
Flaunt It!
EMI

Alle Welt haßt die Band. Was ist falsch mit dieser Platte? Nimmt man sie für das, was sie ist (selbstgewählter Superhype, cheap entertainment, die Platte zum Roboter), dann ist sie völlig in Ordnung. Eintönige Musik mit viel Effekten und wenig Überraschungen, aber rhythmisch, schnell und gar nicht mal so zickig und aufdringlich, wie man es sonst von Mega-Hypes gewohnt ist. ,,Flaunt It!'' ist viel lustiger als Frankie etc., stellenweise richtig guter, alberner Kinder-Trash, die Charts-Version von Alien Sex Fiend, die ich ja auch liebe. Immer Tuckersynthis, immer gleich, dann wieder ein ganz und gar cooles Lick von Tony's space guitar, das so richtig gefällt: ,,I'm a space cowboy / I'm a 21st century whoopee boy'' diededediliet-die-dedediliet, was für ein schicker Monkees-Song, Monkees go Clockwork Orange (oder umgekehrt?), beide go down the drain und hinterlassen Sputnik, die dir alles geben, auf das du was besseres aufbauen kannst. Love it, hate it, but deal with it! Michael Ruff

Lee ,,Scratch'' Perry & The Upsetters
Battle Of Armagideon
Trojan

Das Letzte, was ich vom Dr. John des Reggae gehört hatte, war, daß er Chris Blackwell von Island-Records in einer groß angelegten Verschwörungstheorie des Mordes an Bob Marley bezichtigte, worauf dann der Rest der Welt, milde lächelnd auf den notorischen Wahnsinn des Mannes verwies, der immer wenn in Rom ein Papst starb, durch die Straßen von Kingston einen Auto-Corso zu organisieren pflegte und jubelte, daß wieder einen der Zuhälter der Hure Babylon die gerechte Strafe ereilt hatte. Dann gab es noch etwas seltsame Platten aus Holland, aber hier ist wieder eine vollwertige, auf Trojan. Der Tod, der Schnitter, Freund Hein, mit einer Rasta-Krone, raucht einen Spliff, den das Atomkriegsfeuer entzündet hat, eine Sprechblase sagt: ,,I am the holy ghost'', die andere: ,,Colly Jesus Christ''. So etwa. Und so weit das Cover: Die LP ist eine Wundertüte anderer Art. So viele Sounds, Stimmen (sprechende und singende), beruhigend rundliche Rhythmen (aber anders, immer noch ganz anders, als bei allen Nicht-Perry-Produktionen), die Songs genre-mäßig immer in sich stimmig. Bei den eher rasta-fundamentalistischen Nummern kommt der Gesang weniger exzentrisch, dafür tief gläubig, während die experimentellen Stücke auch gleich die seltsamsten Sprech- und Gesangsarten evozieren. Und auch mitten im konventionellsten Arrangement zirpt plötzlich eine akustische Gitarre dazwischen. Ein Mann, der sich vor Ideen nicht retten kann, gilt eben als verrückt. Erst recht, wenn er sich nicht vor dem Zwang retten kann, sie zu realisieren. Und erst recht, wenn er es schafft, damit durchzukommen (ohne zu nerven). Alles logisch eben. Und deswegen verrückt. Aber völlig vernünftig. (Warum machen diesen Monat nur Wahnsinnige Gute-Laune-Platten?) Diedrich Diederichsen

Tot Taylor
Box-Office Poison
London Popular Arts

Ein Pfarrer muß her, oder auch ein Psychiater, aber der so sehr talentierte Tot Taylor (Ex-Advertising, — div. Compact-Acts, — ,,Selling Out'' aus ,,Absolute Beginners'') scheint sich in einer schweren Krise zu befinden. Tiefe Depressionen höre ich aus der schlagzeuglosen Öde dieser LP heraus, keine Hoffnung mehr, das Leben ist ein Spiel, es muß Sieger und Verlierer geben, und ähnlich zerstörerisches Zeug.
Er ist auch nicht richtig stolz darauf, alles selbst gespielt zu haben, also läßt er kleine Fehlerchen stehen, läßt den Songs ihre endlosen, sich verselbständigen Fade outs und bosselt ungeschickte Wortspiele (,,I Was Frank''), die sich mit ihrem ganz offensichtlichem Vorbild Cole Porter nicht messen können.
Dieser Mann ist fertig. Wir haben Schuld. Detlef Diederichsen

Death In June
The Wörld Thät Sümmer
New European

Muß ein merkwürdiger Sommer sein. Ein ganzes Doppelalbum, sehr ruhig, schwarz, besser: Mitternachtssonne, stahlblau-anthrazit, abendfüllend. Man verdächtigt Gruppenchef Douglas R. faschistischer Umtriebe im-

Töne, Träger, Transaktionen

SNOOPY'S JUKEBOX

HIER BEKOMMST DU (FAST) ALLES!
LP's, MAXI'S, SINGLES
VON URALT BIS BRANDNEU!!

WIR KAUFEN AUCH EURE GEBRAUCHTEN SCHEIBEN – ZU FAIREN PREISEN!

LUXEMBURGER STR. 33, 1/65
DIREKT AM LEOPOLDPLATZ
TEL 030/4622092

ITZEHOER SCHALLPLATTEN-BÖRSE

Schallplatten und Maxisingles zusammen in einem Programm. Breit sortiert zu angenehm günstigen Preisen.

50'er bis 80'er Oldies, Raritäten, Musikkuriositäten, Importe und Neuerscheinungen.

Neue Musik, Punk, Avantgarde, Funk, Soul, Dancefloor, Jazz, Blues, Klassik, Lieder, Picturediscs.

Schnelle Besorgung von nicht mehr vorhandenen Titeln auch aus Privatarchiven. Täglich neue Ankäufe und viele Sonderangebote um 10,– DM

ZAPP – RECORDS –
Sandberg 50
2210 Itzehoe
Telefon (048 21) 22 82
täglich 10 - 18 Uhr

KM-MUSIK
der preiswerte Musikversand
IMPORTE/PUNK/HM/PSYCHO/WAVE/INDEPENDENTS/CD's/VIDEOS/ und vieles mehr! Listengeg. 2,- DM (werden bei Bestellung verrechnet!)
KM-MUSIK, Abt. SP, Postfach 2114
D-4830 Gütersloh 1, Tel. 05241/6748
Take Off, 4830 Gütersloh 1, Bohlenstr. 27

---

the NACKT MOLLEN PACKAGE TAPE C-60 ... FOX

MR. BANANA
RECORD SHOP
ANKAUF – TAUSCH – VERKAUF
von gebrauchten SCHALLPLATTEN
IMPORTE–INDEPENDENTS–BESTELLSERVICE
7000 STUTTGART 1
MÖHRINGER STRASSE 44 B
MO – FR 11 – 18 SA 10 – 14
TEL 0711/609758

NEU SCOPE
UNSERE NEUE ADRESSE:
HOHENZOLLERNRING 38/40
ECKE PALMSTRASSE
5000 KÖLN 1
TEL. 0221/212080
DER ANKAUF VON LP'S, MAXIS U. CD'S GEHT WEITER!
Na und? hin!

RED LORRY YELLOW LORRY
GHOST DANCE
DEEP FREEZE MICE
THE FALL
CLICK CLICK
4 DM
PLATTEN; NEWS UND VIEL COMIX
Nr 5
DANIELE DAX
NEON JUDGEMENT
CHRITOPH BAUER ARTIKEL
bei: BLEU ROYAL P.O. Box 117 CH-1701 FRIBOURG

ELA
Clothes
American Second Hand
DÜSSELDORF
Luisenstraße 116
0221 / 38 33 68
Ab sofort auch in KÖLN
Moltkestr. 87
0221 / 52 45 42

JARMUSIC BEERENSTR.24 1BERLIN37

NEU!!! GESAMTPROGRAMM!!! CORDELIA RECORDS
u.a. alle DEEP FREEZE MICE records je LP 16.-/DO LP 25.-
NEU!!! GESAMTPROGRAMM!!! COLOR DISCS+TAPES
u.a. THE MODERN ART 3 versch. tapes je 9.-,MYSTERY PLANE..
THE CLEANERS FROM VENUS/M.NEWELL 8 verschiedene tapes....
BERLINCASSETTE 2/86 C32 7.-,Nr 3/86(NEU!) C 35 7.50....
JAR (with BIG DISH) 'COVERS' C 32 + infos 7.50

GRATISKATALOG MIT ÜBER 100 TAPES/RECORDS/MAGAZINES+++++++++
bestellung per vorkasse postgiro49o2oo-1o9 bln-w j.reinbold

MUSIK VIDEO
Katalog mit ca. 800 Musikvideos gegen 2,50 in Briefmarken
SOUND & VISION
Postfach 2825/Abt. M 71
D-4690 Herne 2
0234/590556 (Tag & Nacht!)
...oder einfach vorbeikommen
zu Deutschlands erstem Fachgeschäft nur für Musikvideos!!!
Wo? In 4630 Bochum 1, Castroper Str. 121 (Am Ruhrstadion) Leicht zu finden!

---

klistier
Laden für unabhängige Musik
6000 Frankfurt 90
Mühlgasse 26
Telefon (069) 707 29 85
Versandkatalog gegen Rückporto

Man kann Gesetze machen in Tokio, doch tut die Welt, was sie will. Andere lesen auch. POCIAO'S BOOKS Spezialimport für zeitgeistige Literatur aus den USA Katalog gegen Rückporto P.O.B. 190 136, 5300 Bonn

---

INDEPENDENT-SCHALLPLATTEN
MODE · ACCESSOIRES
RECORDS LISTE: PSYCHOBILLY, ROCK'N'ROLL, SOUL-SIXTIES, WAVE-PUNK – 60 Pf. in BM.
T-SHIRT LISTE: ÜBER 150 MOTIVE – 60 Pf. in BM
MAYBE CRAZY
LANGE REIHE 113
2000 HAMBURG 1
TEL: 040 2802255
LADEN+VERSAND

DISCOVER
NEUE POPMUSIK
PUNK
AVANTGARDE
REGGAE
ROCKA-PSYCHOBILLY
ZEITSCHRIFTEN
U. V. M.
BOCHUM
Bleichstr. 8a
Postfach 100311
Tel.: 0234-65533
VERSAND AUF ANFRAGE

---

new beginning:
heartbeat
anti-recordshop
Fürstenwall 236
4000 Düsseldorf
0211/379645

SINDERELLA
60's GARAGE
NEW PSYCHEDELIA
sinderella-plattenversand
blomberger str.330
4930 detmold
05231-29456
KATALOG GEGEN 0,80 DM!

ANKAUF
gebrauchter
LP's+CD's
Last Chance
Schallplatten
Freistuhl 17
4600 Dortmund 1
Tel. (02 31) 14 48 87
Mo – Fr 10.30 – 18.30 Uhr
Sa 10.00 – 14.00/17.00 Uhr

THEATER – CONCERT
KINO – PLAKATE
z. B. 10 Kino-Pl. = 40,- DM
10 Concert-Pl. = 20 DM
10 Nice-Style-Pl. = 50 DM
Alle Musikrichtungen vorhanden.
Mehr Informationen durch:
Frank Nowak
Abt. Versand
Spinnerstraße 5
3300 BRAUNSCHWEIG
Bitte DM 1,– Rückporto

ZARDOZ
Katalog gegen DM 1,20 bei:
ZARDOZ INDEPENDENTS
Postfach 2898 · 2000 Hamburg 20
HARDCORE · NEW WAVE · SIXTIES
PSYCHO · AVANTGARDE · INDUSTRIAL
BOOKS + T-SHIRTS

OUTline T-SHIRTS
C.C.C.P.
NERNSTWEG 32
2 HAMBURG 50
1986 Katalog anfordern

DELTA TRABBEL SERVICE
präsentiert die 1. LAUTLICHTLINIE
2,0 DM an: DTS Postfach 101418
4650 Gelsenkirchen
audio visuelle Kunst

Kitsune
FUTON
JAPANISCHE LIEBESMATTEN
in Baumwolle, Seide, Leder auf Bestellung
Japan-Accessoires
NARANJA
Körnerstr. 77-79 · 5000 Köln 30 · 0221 / 51 76 41
Versand auf Anfrage



mer diese germanischen Runen auf dem Cover. Aber dies ist nur pseudoreligiöse Romantik (während Faschismus ja eher die Umsetzung pseudo-religiöser Romantik in die Praxis ist), die so niemandem zu irgendwelchen Schandtaten animieren wird. Das schönste Stück Musik hat den schlechtesten Songtitel: ,,Come Before Christ And Murder Love''. Die Musik ist unterlegt von dünnen Keyboard-Schleiern, kaum hörbar schrummelnden Akkustik-Gitarren, darauf dröhnt mal eine Kesselpauke, eine Stimme beschwört Geister der Sommernacht, die geisterhafte Trompete läßt sie tanzen. Sommernachtstraum. Schön. Michael Ruff

One Thousand Violins
Please Don't Sandblast My House!
Constrictor

Freunde des edlen 82er Pop-Jahrgangs haben sich sicherlich manchmal gefragt: Gibt es Leben nach den Pale Fountains? Kümmert sich jemand um das Trümmerfeld, was sie hinterließen?
Die Antwort nach Abhören der ersten Mini-LP der 1.000 Violins lautet JA. Die Band, die bisher im Dunstkreis der ,,C 86''-Gruppen tourte, im Camdener ,,Room at the Top'' spielte, hatte sich mit der ,,Halcyon Days''-Single (auf Dreamworld) in den Kreis der aufstrebenden Newcomer gespielt.
Auf ,,Please Don't Sandblast. . .'' besingen sie schöne Hemden (!) oder Regentage und verfallen dazu in herzerweichende Gitarrenläufe in Gedanken an einen hübschen Jungen, der durchnäßt von einer Wattwanderung nach Hause kommt (Michael Ruff?). Sie kleiden ihre Geschichten vom Alltagsglück und Alltagsleid in bimmelnde, klingelnde Melodien, der Baß hält munter dagegen und auf Seite zwo hat's dann auch eine Orgel, die im letzten Song ,,To Make Your Tea'' sogar zum konzertant-wabernden Einsatz kommt. Hätten die 1.000 Violins nicht versucht, die Spannbreite Aztec Camera im Proberaum bis zu Grobschnitt im Endstadium auf sechs Songs zusammenzufassen, ich hätt' sie rundherum gemocht. So halte ich mich an Seite Eins und vergesse den Schmalz am Schluß. Ralf Niemczyk

The Droogs
Stone Cold World
Making Waves

Als wären die Yardbirds nach USA ausgeflogen und hätten sich die Lässigkeit eines Reeds geliehen. Bis auf ein paar Ausrutscher auf Green-On-Red-Territorium (,,Send My Love On You'') wird hier solider, erleuchteter Psycho-R & B gespielt. Auch 1984 wissen die Droogs (so alt das Material) die ,,Stone Cold World'' nach den verlorenen Seelen weichzuklopfen. Herausragend und echt ehrlich das Cover von ,,I'm Waiting For My Man''. Hier wie bei fast allen Songs traut man sich an die verdammt verträumten Gitarrensoli. Verbleiben wir also in alter Sehnsucht.
Peter Bömmels

Sven Ake Johannson / Alexander von Schlippenbach
Norddeutsche Gesänge/Blind Aber Hungrig
FMP/Pläne

Diamanda Galas
The Divine Punishment
Intercord

Sven Ake Johannson, der geniale Schlagzeuger, Dichter und Künstler, hat zwar nach eigenen Angaben noch nie einen Ton Popmusik mit Interesse gehört, verdient aber in einem Magazin, das sich in letzter Zeit immer mehr DEM GESANG (an sich und schlechthin) widmet, eine Würdigung. Johannson und sein Pianist von Schlippenbach kommen von der Freemusic (Free Jazz), zelebrieren hier aber ihre zweite Passion: die wortverknallte

Muß ein merkwürdiger Sommer sein. (Death In June)

Spontandichtung, ohne dummen, pseudo-dadaistischen Humor und mit einem hervorragenden Gespür für den ,,Rand der Wörter'' (der frühe Handke), das nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken sein dürfte, daß Johannson Schwede ist und einen anderen Zugang zu Begriffen wie ,,Schornsteinansatz'' und ,,Maiglöckchen'' hat (,,das rollende R und die vernuschelten Konsonanten'' — so ein Orientale einst zu Dagobert Duck). Eine Platte, die der SPEX-Leser braucht. Wie auch diese: Diamanda Galas, ,,beste'' Sängerin der Welt, hat das Alte Testament vertont, und es klingt ziemlich genauso wie damals auf dem Berge Horeb, ein echter Sinai-Sound ohne Kompromisse an die Brass-Section von Jericho und andere kommerzielle Technokraten. Auf das ganze Feen- und Erynnien-Gehabe kann ich gut verzichten, aber das nervtötend-experimentelle Psalm-Gekrächze, der heilige Zorn der Stimmbänder kommt, mehr als bei jeder anderen Galas-Produktion, überwältigend. Elvis hieß ja auch eigentlich Aaron.
Diedrich Diederichsen

David Lee Roth
Eat'em Up And Smile
WEA

Keine Frage, an wen David sich mit dem Titel seiner ersten Solo-LP wendet: Zu fressen gedenkt er seine ehemalige Band Van Halen, die nach seinem Ausstieg keine Gelegenheit ausließ, ihm ans Bein zu pinkeln. Jetzt, da beide Fraktionen mit ihrem ersten Produkt nach dem Split auf dem Markt sind, kann abgerechnet werden. Eindeutiger Sieger: David Lee Roth. Während Van Halen samt neuen Sänger Sammy Hagar lediglich eine durchschnittliche Hardrock-Platte zustande gebracht haben, (hier müßte ein Protest von Clara stehen, die seit 9 1/2 Wochen ununterbrochen ,,Why Can't This Be Love'' hört. Da sie nicht da ist, erwähne ich das eben mal so), die besonders darunter leidet, daß niemand mehr Eddie Van Halen auf die Finger haut, sobald seine Soli lang genug sind, wartet David mit einer über weite Strecken erfrischend krachenden Rock'n'Roll-LP auf. Darauf durfte kaum gehofft werden, schien er doch zu Beginn seines Alleingangs geradewegs nach Las Vegas zu steuern. Auf ,,Eat'em Up And Smile'' berührt aber nicht einmal die 197. Neuauflage von ,,Tobacco Road'' sonderlich unangenehm. Ein größeres Kompliment läßt sich wohl nicht verteilen. Alf Burchardt

Blue Aeroplanes
Tolerance
Fire Records

Zittrig-schönes Debütalbum, nein, nicht schon wieder einer Gitarrenband, sondern eines größeren Ensembles, dessen Mitglieder fast alle Gitarre spielen, ensemblehaft eben. Das heißt, ,,Tolerance'' ist eine klingende Platte mit Schwerpunkt auf dem ,,ng''. Die Melodien sind hübsch, der Gesang ein klein wenig hingekrakelt, wie betont unspektakuläre Unterschriften. Das macht Stimmung, wieder mit Betonung auf dem ,,ng'',

Clubland

JOIN THE BIG SQUARE DANCE!!

THE WALTONS

SHAKE! · FARMERS ONLY! · HOORAY!

THE ROUGHNECKS

MI 17.9. HANNOVER/BAD
DO 18.9. HAMBURG/KIR
FR 19.9. BIELEFELD/AJZ
SA 20.9. CLOPPENBURG/POGO
SO 21.9. ST.INGBERT/TOTE HOSE
MO 22.9. LUDWIGSHAFEN/MUSICHALL
DI 23.9. KÜPPERSFELDE/JUNGBULLENVERSTEIGERUNG
MI 24.9. FREIBURG/WALDSEE
DO 25.9. PFULLENDORF/KONTRASTE
FR 26. 9. CH-LAUSANNE/DOLCEVITA
SA 27. 9. CH-ST.GALLEN/GRABENHALLE
SO 28. 9. A-SIEGENBUCH/LANDWIRTSCHAFTSAUSSTELLUNG
MO 29. 9. HORSTHEIM/ERNTEDANKFEST
DI 30. 9. BOCHUM/ZECHE
MI 1.10. HEIDELBERG/SCHWIMMBAD
DO 2.10. KÖLN/ROSECLUB
FR 3.10. DÜSSELDORF/TOR III
SA 4.10. NL-LUCTWIJK/KAASMARKT

HAUS der Jugend · Düsseldorf · Lacombletstr. 10

Haus der Jugend
4000 Düsseldorf 1
Lacombletstraße 10
Tel. 83 13 13 / 83 34 57

Eine Einrichtung des Jugendamtes der Landeshauptstadt Düsseldorf

JA

Freitag, 12.9.86 - 20.00h
The Raymen

Montag, 15.9.86 - 20.00h
Kastrierte Philosophen

Samstag, 20.9.86 - Einlaß: 17.30h, Beginn 18.00h
Sneaky Pete - Festival
Family Five, Stunde X, Start und The Escorts.

Batschkapp

Samstag 13.9.	**Three Johns**
Montag 15.9.	**The Pretty Things**
Dienstag 16.9.	**Doctor and the Medics**
Mi/Do 17.9./18.9.	**Tote Hosen**
Sonntag 21.9.	**Easterhouse**
Dienstag 23.9.	**Chameleons**
Mittwoch 24.9.	**Wipers**
Donnerstag 25.9.	**Rio Reiser (Volksbildungsheim)**
Samstag 27.9.	**Nick Cave**
Sonntag 28.9.	**Woodentops**
Dienstag 30.9.	**Youssoun N' Doure**

Batschkapp, Frankfurt, Maybachstr. 24
Kartenbestellung: (069) 77 77 11 / 44 50 34

FORUM ENGER
LIVE

FR 5.9. BIG FLAME + A WITNESS
FR 12.9. THE BEATITUDES
SA 13.9. KASTRIERTE PHILOSOPHEN
SA 20.9. WEDDING PRESENT + AGE OF CHANCE
SA 4.10. GLITTERHOUSE NIGHT
THE SURFIN' DEAD
THE BROKEN JUG
THE STRANGEMEN

forum enger spenger str. 13
4904 enger tel. 05224-4545

On Tour with a brand new Band

KEVIN COYNE

From Brixton to Deutschland

Termine über:
0911/425000
Conzertbüro Franken

BOOKING

NIKKI SUDDEN & THE JACOBITES

OCT • NOV

CONTACT TREVOR
030 6930353
II TOURS.

Sonntag 7.9.	Meier, Miller, Kaiser
Sonntag 14.9.	Ein Jahr Glashaus
Samstag 20.9.	Victor Laszlo (Stadthalle Minden!)
Sonntag 28.9.	Days of Sorrow

Do Fr Sa So geöffnet

GLASHAUS
Discothek Bad Salzuflen am Hauptbahnhof

---

jab
junge aktionsbühne

IN DER »BRÜCKE«
HEINRICH-HEINE-PLATZ
POSTFACH 1120
4000 DÜSSELDORF 1
TEL 0211/899-5465
0211/899-6450

Rock Offensiv
„Asmodi Bizarr / Scarlet Masque / Stimmen der Stille" Mittwoch, 10.9. 21 h

Katharina geht nach München (selber schuld!!) und Düsseldorf feiert Abschied.

Pop Aktuell
„The Woodentops" Montag, 29.9. 21 h

Der unwiderstehliche Rolo wird sein Bestes geben — er mag Deutschland!

SCHWIMMBAD MUSIK-CLUB
Tiergarten Straße 13 6900 Heidelberg Tel: 06221 470201
KULTURUND-FREIZEITZENTRUM
DISCO-CLUB · KINO · KONZERTE

Mi. 3.9.	Straßenjungs
Do. 11.9.	Psychedelic Wave Party mit Nova Express und Waste Water Swinger
Mi. 17.9.	Kastrierte Philosophen
Mi. 24.9.	Ghost Dance (Ann-Marie, ex Skeletal Family & Garry Marx, ex-Sisters)
Do. 25.9.	Rockabilly Bob Party mit Cops und Boppin' Soap Bubbles

Konzertbeginn 21.30 Uhr
Öffnungszeiten:
Fr. u. Sa. 20.00 bis 3.00 Uhr
Änderungen vorbehalten
Mi. u. Do. 20.00 bis 1.00 Uhr
So. Mo. u. Di. geschlossen

RÖMER
Bremen, Fehrfeld 31

Do. 11.9.
Kastrierte Philosophen
Do. 18.9.
Platin Bells

Booking:
0421/70 26 86 oder 7 32 45

DISCOTHEK · CAFE-KNEIPE · BIERGARTEN

Zed

Eröffnung
Anfang September
3204 Nordstemmen – Marienbergstr. 43



1. 9.	**Wiseblood (featuring Lydia Lunch)**
14. 9.	**Three Johns**
18. 9.	**Easterhouse**
7.10.	**Rose of Avalanche**
14.10.	**Leather Nun**

weiterhin jeden Mittwoch Soulclub

Logo Bochum, Citypassage, Hans-Böckler-Str., Büro: 0234/18506 u. 683761

Das erfolgreiche Viereck bleibt auch weiterhin im Angebot. Die Annoncen werden jetzt auf 4 Seiten unter folgenden Rubriken zusammengefaßt.

1. Termine, Veranstaltungen, Clubs
2. Schallplattenneuheiten, -läden, -raritäten
3. Mode oder Fridolin, ich brauch was anzuziehen
4. An- und Verkauf vom Sham 69-Badge bis zum Platingolfschläger

Attentione I: Neues Format! 30 mm breit und 50 mm hoch. Ein Anzeigenfeld (30×50 mm) kostet weiterhin DM 50,— incl. MwSt. (netto 43,86) und soll kleinen, unabhängigen Firmen vorbehalten bleiben, d.h. die Kleinanzeigen werden weder rabattiert, noch können sie mit Agenturvergütung geschaltet werden.

Attentione II: Es können in einer Ausgabe höchstens vier Felder von einem Kunden zusammen belegt werden.

Wir bitten reprofähige Vorlagen (Reinzeichnungen oder Offsetfilme) zusammen mit einem Scheck (oder Überweisung auf Konto: SPEX, Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 34 097-500); also Vorlage und Geld an SPEX, Kleinanzeige, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

SPEX
MUSIK ZUR ZEIT

!

und die ganze schwelgerische Tändelei mit leisem ,,Geräusch'' behaftet, bleibt neun Stücke lang ebenso unspekakulär, ja überhaupt . . . die Kunst lauert am Fuße dieser Platte. Leider nur mal so in hundert Schleier eingepackt, daß der Erstickungstod unmittelbar bevorzustehen scheint. Über ,,Warhols Fifteen'' Amerika-Kritik zu üben, kann nun mal nicht mehr als Lamento sein. Das zehnte Stück und das letzte von ,,Tolerance'', reduziert auf nackten heiseren Sprechgesang, ätherisches Gitarrenklimpern und komisches Quietschen im Hintergrund und auch noch ,,Soul (Seen And Unseen)'' betitelt, lüpft den Schleier und stößt auf völlig unvorhersehbare Weise die Blue Aeroplanes dann doch noch in die Gefilde, wo sie eigentlich doch schon die ganze Zeit hinwollten. Jutta Koether

Balaam & The Angel
The Greatest Story Ever Told
Virgin

Eigentlich liebe ich diese Band. Als ich vor einiger Zeit ein Interview mit ihnen machen sollte (ein Stück gehört, dabei erkrankt an Redaktionsgrippe mit Fieber und Magenkrämpfen) und absagte, gab mir ein Mitglied so geradezu begeistert zu verstehen, daß es ihnen *nichts* ausmachen würde, wenn ich nicht käme, daß ich sie nun doch nett finden *muß*. Die Platte ist aber echt..., Verzeihung, eine Platte die völlig ohne ein ,,Hör-mal-das-jetzt'' *auskommt* (wie nennt man das noch?), weil sie stattdessen einfach großartig klingt. WARUM MACHEN LEUTE SOWAS? Warum lassen sie ihre Gitarren vom Autopilot fahren, anstatt sie zu spielen, rumzureißen oder sie auf den Boden fallen zu lassen, meinetwegen. ICH MAG ES NICHT. ALLES hört sich an, als würde es rückwärts laufen und klingt dabei noch ganz normal ,,you talk to me with a voice so deep'', ja, sagte er, und labert mich dabei mit seiner Stimme dermaßen un-tief von der Seite an, daß es mich in eine Nervenkrise stürzt, verdammt. Diese Platte ist zu schön, genau schön genug, um zu spüren, daß die Typen es nicht gut mit mir meinen, Heckenschützen, elende. Die Leute mit Wohlklang zuscheißen, das könnte ihnen so passen. Und das Percussion-Department wird es uns so lange reinrascheln, bis nur noch die Fingerspitzen zucken. hi-hi-hilfe (wispernd).
Clara Drechsler

Bob Dylan
Knocked Out Loaded
CBS

Die Stimmung in den USA wird von Tag zu Tag widerwärtiger, reaktionärer, religiöser — aber wem sage ich das? Und Dylan hat — let's face ist — ausverkauft. Nicht der Reaktion und der Religion, sondern deren Idee von Wohlklang. Sein Niedergang seit ,,Street Legal'' war sicher einer in Zickzack-Bewegung, aber bergab ging es bestimmt. Und schuld ist nicht der Fundamentalismus (der kann gut sein, wie uns Lee Perry lehrt), sondern dieser All-american-Gospel-Wohlklang, von dem er nicht mehr lassen kann (Ich habe nichts gegen Gospel, aber wenn bereits alle weltberühmten Studio-Hacks und alle anderen weltberühmten Musiker, die für Geld zu kaufen sind, 41 Spuren voll gespielt haben, dann. . . dann noch 45 weitere Spuren vollzugospeln. . . Oh, ne!).
Für ,,Knocked Out Loaded'' hat er die besten Songs seit sehr langer Zeit geschrieben und ausgewählt, aber der Vortrag ist mies und soßig. Kein Titel, bei dem die Jubiliertruppe den Rand halten kann, kein Gekratze, Gefiesel, kein Schnarren und Brummen, keine eigenen Soundvorstellungen, nur ein einziger Happiness-Schwamm aus Gejohle und Gespiele, der aufsaugt, was zu tief treffen könnte. Dürfte das Tanzorchester ohne Namen Tim-Buckley-Stücke spielen? Da waltet und wirkt irgendein Zwang zum Positiven, zum Volkstümlichen, der diesen Mann, der einst antrat, den Lyriker zu rekonstruieren, zum Erweckungsquacksalber degeneriert. Das elfminütige ,,Brownsville Girl'', das er mit dem gräßlichen Sam Shepard zusammengeschrieben hat, hätte eine klasse Ballade werden können, ,,You Wanna Ramble'' ein neues ,,Maggie's Farm'', ,,Precious Memories'' mit Al Perkins und James Jamerson jr. was ganz Besonderes, aber: summ, tirilier, jubel (Ahahahoo-ohooh) und jetzt die ganze Gemeinde.
Soll ich noch ein paar Namen aus dieser All-Star-Gemeinde aufzählen? Gemeinde: Oooh — aaaah — neieiein, da-has brauchst du nicht, wir sind doch alle eine große Fa-ha-ha-mi-hilie. Eigentlich ja gut an Dylan, daß er immer mit der Zeit ging, aber die Zeit hier, jetzt in den USA, muß zu furchtbar sein. Wie sagte er doch einst selbst, der Ex-Lyriker: You lose yourself, you reappear/you suddenly find you got nothing to fear/alone you stand with nobody near/when a trembling distant sound unclear startles your sleeping ears to hear/that someone thinks they really found you. Und jetzt ist es soweit. Sie haben ihn.
John Wesley Diederichsen

The Communards
Communards
Metronome

Der Small Town Boy hat einen aufrechten Genossen gefunden. Jimmy Somerville und Pianist Richard Coles bauen mit diesem tapferen Album weiter an der Barrikade gegen die Anti-Gay-Front. Dem putzigen Jimmy ist keine Aufwühlung zu schwül und kein Ton zu hoch, die einsame Qualität unmenschlicher Rührung zu beweisen. Wenn er jubiliert ,,I've got an angel'' wachsen seiner Stimme Flügel. Im Wechselgesang mit Freund Coles manifestiert sich die ganze berstende Freude der neuen Verbindung. Ob Boogie, Jazz (,,Loverman'') oder Bossanova, Coles brilliert als Vollblutpianist, dem es in seiner Spielfreude nicht zu schade ist, ins Claydermansche abzurutschen. Neben zu High-Energie-Gospel umfunktionierten Stücken (,,You Are My World'', ,,Don't Leave Me This Way'') kommen auch die streng romantischen Zuckungen nicht zu kurz. Ob spanisch oder orientalisch folklorisiert, der Herzenssucht wird voll gefrönt. Als Krönung die Tröstung: Jim-

Clubland

TERMINE

ZZ Top: 20.9. Dortmund/Westfalenhalle — 21.9. Köln/Sporthalle — 22.0. Manneim/Eisstadion — 23.9. Frankfrt/Eissporthalle — 24.9. Nürnberg/Frankenhalle — 26.9. Würzburg/Carl-Diem-Halle — 27.9. München/Olympiahalle — 11.10. Hamburg/Sporthalle — 14.10. Stuttgart/Martin-Schleyer-Halle.
Wiseblood: 31.8. Quartier Latin — 1.9. Bochum/Logo — 2.9. Wiesbaden/Wartburg — 3.9. München/Theaterfabrik — 5.9. Genf — 6.9. Fribourg.
Mercy Seat: 1.9. Hamburg/Kir — 2.9. Stuttgart/Maxim.
Nick Gave & The Bad Seeds: 26.9. Bochum/Zeche — 27.9. Frankfurt/Bratschkapp — 29.9. Hamburg/Große Freiheit — 30.9. Berlin/Metropol
Crime & The City Solution: 8.9. Berlin/Loft — 9.9. Hamburg/Markthalle — 10.9. Bochum/Zeche — 11.9. Wiesbaden/Wartburg — 12.9. München/Manege — 13.9. Freiburg/Crash — 14.9. Stuttgart/Röhre.
Wipers: 19.9. Bielefeld/PC 69 — 20.9. Berlin/Loft — 21.9. Hamburg/Markthalle — 22.9. Hannover/Soxs — 23.9. Bochum/Zeche — 24.9. Frankfurt/Batschkapp 25.9. München/Alabamahalle — 26.9. Tübingen/Zoo — 30.9. Nürnberg/Komm.
Droogs: 27.9. Köln/Rose Club — 28.9. München/Theaterfabrik — 29.9. Stuttgart/Röhre — 30.9. Hamburg/Kir.
Kastrierte Philosophen: 10.9. Hamburg/Logo — 11.9. Bremen/Römer — 12.9. Osnabück/Lagerhalle — 13.9. Enger/Forum — 15.9. Düsseldorf/HdJ — 16.9. Aachen/Metropol — 17.9. Heidelberg/Schwimmbad — 18.9. Wiesbaden/Wartburg — 19.9. Linz/Posthof — 20.9. Wien/U 4 — 21.9. München/Manege — 22.9. Nürnberg/Zabolinde — 23.9. Stuttgart/Röhre.
Big Flame/A Witness: 3. und 4.9. Hamburg/Logo — 5.9. Enger/Forum — 6.9. Berlin/Loft — 9.9. Oberhausen/Old Daddy.
Wedding Present/Age Of Chance: 19.9. Oberhausen/Old Daddy — 20.9. Enger/Forum — 22.9. Hamburg/Logo — 24.9. Berlin/Loft — 25.9. Hilpoltstein/Treffpunkt E. — 26.9. Biel (CH)/Gaskessel — 27.9. Schwindkirchen/Rockhaus.
Big Country: 18.9. Offenbach/Stadthalle — 21.9. Hamburg/Audimax — 23.9. Düsseldorf/Philipshalle — 24.9. München/Olympiahalle.
Van Morrison: 20.9. Frankfurt/alte Oper — 21.9. München/Deutsches Museum — 23.9. Hamburg/Musikhalle — 25.9. Düsseldorf/Philipshalle.
Die Toten Hosen: 10.9. Zürich — 12.9. Freiburg — 13.9. Stutgart — 14.9. München — 16.9. Mannheim — 17.9. Frankfrut — 18.9. Frankfurt — 21.9. Bielefeld — 25.9. Aachen — 27.9. Helgoland (wird fortgesetzt)
The Chameleons/The Name: Hamburg/Markthalle — 16.9. Bremen/Schlachthof — 17.9. Berlin/Quartier Latin — 18.9. Bielefeld/PC 69 — 19.9. Münster/Odeon — 20.9. Bocholt/Doch Du — 21.9. Bochum/Zeche — 22.9. Aachen/Metrolpol — 23.9. Frankfurt/Batschkapp — 23.9. Stuttgart/Maxim.
The Beatitudes: 4.9. Fulda/Kreuz — 6.9. Schwindkirchen/Rockhaus — 8.9. Aachen/Metropol — 9.9. Bochum/Zeche — 10.9. Köln/Luxor — 11.9. Münster/Odeon — 12.9. Enger/Forum — 13.9. Berlin/Villa Kreuzberg — 20.9. Berlin/ex.
Rio Reiser: 14.9. Niebüll/Stadthalle — 16.9. Borken/Stadthalle — 17.9. Unna/Stadthalle — 18. und 19.9. Buchum/Zeche — 20.9., Bremen/Schlachthof — 22.9. Osnabrück/Hyde Park — 23.9. Hannover/Bel Air — 24.9. Kassel/Musiktheater — 25.9. Frankfurt/Volksbildungsheim — 26.9. Saarbrücken/Uni — 28.9. Nürnberg/Rührersaal — 29.9. München/Alabamahalle — 30.9. Stuttgart/Theaterhaus — 1.10. Kehl/Stadthalle — 2.10. Mannheim/Capitol — 3.10. Karlsruhe/Oststadthalle — 5.10. Köln/Wartesaal — 7.10. Bonn/Biskuithalle — 8.10. Braunschweig/Atlantis — 9.10. Bielefeld/PC 69 — 11.10. Hamburg/Markthalle — 12.10. Berlin/Tempodrom.
The Woodentops: 22.9. Berlin/Loft — 23.9. Hamburg/Markthalle — 24.9. Münster/Odeon — 25.9. Aachen/Metropol — 27.9. München/Manege — 28.9. Frankfurt/Batschkapp — 29.9. Düsseldorf/JAB.
Easterhouse: 16.9. Hamburg/Markthalle — 17.9. Berlin/Loft — 18.9. Bochum/Zeche — 20.9. München/Manege — 21.9. — Frankfurt/Batschkapp — 22.9. Köln/Luxor.
Days Of Sorrow: 2.9. Köln/Luxor — 18.9. Dortmund/Memphis — 25.9. Dortmund/Manege — 28.9. Bad Salzuflen/Glashaus — 29.9. Aachen/Metropol — 30.9. Wetter/K.u.K.
PIL: 12.9. Wien/Donauinsel.
Fela Kuti: 15.9. München/Circus Krone — 16.9. Mannheim/Musensaal — 17.9. Offenbach/Stadthalle — 19.9. Düsseldorf/Philipshalle — 200.9. Berlin/Tempodrom.
Internationales Geräuscheorchester: 19.9. Reutlingen/Zelle — 20.9. Ravensburg/Open Air — 23.9. Hamburg/Schöne Aussichten — 24.9. Hannover/Bad — 26.9. Wuppertal/Börse — 27.9. Essen/Sommernachtstraum — 28.9. Nürnberg/Zabolinde — 30.9. München.
The Three Johns: 11.9. Osnabrück/Subway — 13.9. Frankfurt/Batschkapp — 14.9. Bochum/Logo — 15.9. Düsseldorf/Tor — 16.9. Berlin/Loft — 17.9. Hamburg/Markthalle — 18.9. Köln/Luxor.
Neon Judgement: 10.9. Aachen/Metrolpol — 11.9. Hamburg/Kir — 12.9. Münster/Odeon — 14.9. Berlin/Loft (plus Dole und A'Grumh) — 15.9. Frankfurt/Cookies — 16.9. Hannover/Soxa — 18.9. München/Manege — 19.9. Friboug/Fri-Sun — 20.9. Ravensburg/Open Air — 22.9. Detmold/Hunky Dory — 23.9. Oberhausen/Old Daddy — 24.9. Stuttgart/Röhre — 25.9. Heidelberg/Bad.
Sharing Patrol: 9.9. Hamburg/Logo — 11.9. Hannover/Soxs — 12.9. Altena/Cafe Bohne — 13.9. Dortmund/FZ West — 14.9. Köln/Rose Club — 16.9. Giessen/Auweg — 17.9. Reutlingen/Zelle.
Prisoners: 8.9. Frankfurt/Cookys
Hipsters: 1.9. Frankfurt/Cookys.
Roger McGuinn: 12.9. Hamburg/Fabrik — 14.9. Berlin/Quartier Latin — 15.9. Bochum/Zeche — 16.9. Saarbrücken/Audimax — 17.9. Suttgart/Maxim — 18.9. Detmold/Hunky Dory — 19.9. Nürnberg/Serensdenhof.
Der Wilde Rabe: 30.9. Rieckhoff/Hamburg-Harburg.
Die Angefahrenen Schulkinder: 6.9. Steyerberg/Phantastencafe — 7.9. Karlsruhe/Open Air — 12.9. Hanau/Kulturbazar — 13.9. Stuttgart/Röhre — 19.9. Dortmund/Live Station — 20.9. Minden/Bürgerzentrum.
Look People: 12.9. Thüsfelde/Neue Heimat — 15.9. Bad Iburg/Casablanca — 16. und 18.9. Hamburg/Logo — 20.9. Jameln/Cafe Grenzbereiche — 27.9. Hannover/Domicil.
No More: 1.10. Übach-Palenberg/Rockfabrik — 3.10. Münster/Jovel — 4.10. Rüsselsheim/Kulturcafe.
The Sun Whispers und **Any & The Bodies:** 26.9. Düsseldorf/Spektakulum.
M. Walking On The Water: 4.9. Krefeld/Zeltwelt Festival — 6.9. Dülken/Zippers — 19.9. Neuss/Okie Dokie.
The Boys d.c.: 27. und 28.9. Darmstadt/Krone.
The Green Telescope, Cornflake Zoo, What for!: 5.9. Berlin/Quartier Latin.
1. Wuppertaler Postnucleare Aktionstage: 13. und 14.9. Hofaue mit Musik und Performance (uva. Kaspar Brötzmann, Markus Stockhausen. . .)
3. International Psychobilly Festival: 27.9. Hamburg/Markthalle mit Batmobile, Torment und The Pharaos.
Münchener Rocksommer 86: 5. bis 13.9. September München/Alabamahalle mit Swinging London, Major, Skaos, The Great Gig In The Sky, The Roxx, Skipjack, Tick a Toy, Gin Tonic, Ammadäus, Danceteria, Dogs D'Amour, The Comics, The Club, Ivy League, Helter Skelter, Siege's Even, Sweet Sex, Moloko Plus, Yang & The Restless, The Broken Colours, Ray & The Dance, Congo Moon, Crashcourse, Frags & Flies, Monolith u.a.: —
51a: 12.9. Hameln — 13.9. Peine — 20.9. Sickte — 26.9. Helmstedt — 27.9. Schöppenstedt.
Vengeance: 25.9. Zeche
Land Of Sex And Glory: 4.9. Bremen/Römer — 5.9. Hannover/Pogo — 7.9. Osnabrück/Hyde Park

Achtung!
CURTIS MAYFIELD: 22.9. Köln/Luxor und andere Termine.

30 mal **50** für **50** Mar

Oktober-Vorausblick:
Wire, Everything But The Girl, That Petrol Emotion, Psychic TV, Billy Bragg, Cocteau Twins, Carmel, Leather Nun.

my's „Life goes down, down, down" („Reprise") versöhnt uns gar mit dem Schmerz. Dieses Album beweist es wieder: Schönheit wird aus Erfahrung geboren. Peter Bömmels

Alex Chilton
Dusted in Memphis (and elsewhere)
Bangkok Productions
Catch This Big Star Tonight
Black Kings Records

Manche Leute werden vom Schicksal begünstigt, andere sind todlangweilig. Alex Chilton hat ganz sicher jemanden da oben, der sich um ihn kümmert. Wenn ihr die Sachen hört, die er 1975 gemacht hat, werdet ihr merken, daß es so ist.
„Dusted in Memphis" zeigt Alex wie er war, bevor er gesund wurde. So gesehen, ist das eine Werbung für Krankheit. Ich meine, er hat es immer noch, aber zur Zeit bleibt es in seinen Schuhen stecken. Manche Leute kann man 'rumscheuchen, soviel man will, und sie werden trotzdem nicht richtig fies. Chiltons gegenwärtige Band könnte man in einem Swimming Pool voller Old Woodcutter ersäufen — sie würden immer noch fehlerfrei spielen. Zu solide, das ist das Problem. „Catch The Big Star" klingt gut, aber nur weil die normale Rauheit einer Live-Aufnahme dazukommt. „Memphis" ist im Studio aufgenommen worden und klingt wie ein Sauhaufen. Und so soll es sein.
Ach ja, falls ihr es noch nicht gemerkt haben solltet: diese Platten sind Bootlegs und keiner von euch tapferen, jugendlichen Rebellen darf sie eigentlich besitzen. Die Schallplattenindustrie will es so (es ist schlimmer als schmutzige Fingernägel). Mir ist es egal. Ich lebe in einem Traum. Ich habe hunderte von den Dingern (Die legalistische SPEX-Redaktion empfiehlt die bei Line/Intercord wieder erhältliche LP „Bach's Bottom" mit Aufnahmen von '75, ebenfalls Memphis, ebenfalls Sauhaufen, ebenfalls GROSS — Anm. d. Übers.) Habt ihr je „Summer Sun" von Chris Stamey gehört, von Alex produziert, damals, '77 — mein Gott: das pure Genie. Vergiß Stamey, er ist nicht so wichtig, Alex spielte so ziemlich jedes Instrument, und dann hat er das ganze Ding die Treppen runtergezogen und rein in die Sümpfe. Und was macht er heute? Ißt Müsli und trinkt Apfelsaft. Ich meine, ich mach' dasselbe, aber ich war ja auch nie in Memphis. Hab' den Greyhound verpaßt.
Also, wenn ihr nur eine einzige Platte von Alex Chilton kaufen wollt, kauft zwei, das heißt drei. Und zwar „Dusted in Memphis", „Like Flies On Sherbert" und „Sister Lovers" (auch bekannt als „Big Star 3"). Einmal „Little Fishy" oder „She Might Look My Way" (beide von „Memphis") gehört, und euer Herz zerbricht. Einmal irgendwas von den anderen gehört. Und. . . da gibt's keine einfachen Antworten. Ich würde sagen, Alex Chilton hat sich 10.000mal verlebt. Das ist die einzige Möglichkeit, solche Songs zu schreiben. Es ist nicht gut, immer nur als Stoiker durch die Gegend zu laufen. Man muß ab und

Ich meine, ich mach' dasselbe, aber ich war ja auch nie in Memphis. Hab' den Greyhound verpaßt. (Alex Chilton)



zu mal durchdrehen. Das ist nämlich der Fehler, den die Leute machen, immer alles kontrollieren zu wollen, dann wird innen immer alles so verklebt. Jedesmal, wenn ich aus diesem Fenster sehe, laufen da draußen tausend Leute vorbei. Alex weiß, was ich meine. God bless you baby. Nikki Sudden

Alphaville
Afternoons In Utopia
WEA

Das Kleckern hat ein Ende. Jetzt werden wieder Opern geschrieben. Die drei Jungs aus Berlin, früher Münster, firmieren als Komponisten. „Der deutsche Welterfolg" setzt eins drauf mit seiner „International Aquarian Opera". Die Utopie spielt sich (wo sonst?) im Weltraum ab. Weit weg von funkedelischen Spinnereien bringt man sich rotbäckig ein in die „enigmatic exstasy" der „starlite skies". Mit dem „big yellow cadillac" ins neue Jerusalem, das irgendwo zwischen Cygnus und A'daar liegt. Glaube an den „Universal Daddy" und alle deine kleine Träume gehen in Erfüllung. Es ist nichts ehrenrühiges, zu viele Science-Fiction-Romane verschlungen zu haben. Nur, was macht man mit dem Zeug? Hier bläst man sich einen auf wie im Zirkus Roncalli. Ein großer Apparat an Musicians (Vom Kinderchor übers Flügelhorn bis zu ‚Guest Vocal Performances!. . .), Staff, Design und Special Effects müssen herhalten, eine brave Nacherzählung aufzupeppen. Allein Sänger Marian Gold muß so viele Worte in Fluß bringen, daß er kaum zum croonen kommt. Eindeutige Stücke, persönlich haftbare wie „Lassie Come Home" sind die Ausnahme. Was sonst über Fantasy-Mood-Spielerein hinausragt, ragt aufs eklektizistischste ins Bowiehafte hinein. Ein Album, an dem die Produzenten ihre helle Freude gehabt haben, aber kein deutscher Beitrag zur Weltverbesserung. Universal Daddy als Single hätte funktioniert.
Peter Bömmels

The Beat Farmers
Van Go
Interrecord

The Beat Farmers verhalten sich zu The Blasters wie Long Ryders zu Rank & File — alles irgendwie das gleiche. Nie richtig schlecht, sondern nach all den Jahren nur überhaupt nicht mehr spannend. Selbstverständlich hat es auch auf der zweiten LP wieder die typisch gute Coverversion, diesmal Neil Youngs „Powderfinger". Hübsch. Nett. Sauber. Artig. Gehört zur Blasters-Fraktion mit Cowboy-Musik und Rockabilly, wobei man manchmal allerdings glaubt, daß die Nachhilfe bezüglich US-Tradition eher über den England-Umweg Dave Edmunds genommen wurde.
Lothar Gorris

Damon Edge
Grand Vision
New Rose
Helios Creed
X-Rated Fairy Tales
What's So Funny About/EfA

Mensch, da bietet sich ja direkt eine Sammelrezension an: Die zwei haben doch mal in einer Band gespielt (Chrome) — mal sehen in welche Richtung sich welcher entwickelt hat, wessen Messer blitzt und glänzt und wessen bereits Rost angesetzt hat (vgl. Brüder Grimm „Die zwei Brüder", nicht ge-x-ratetes Märchen). Hatte Damon Edges letzte Solo-LP noch zwingende Alan-Vega-Momente, so ist diese wieder in stimmverfremdete Neue-deutsche-Welle — (Abt. Korpus Kristi, Stadt der blauen Eier) — Melancholie geraten. Zwei Songs mit angenehm monotonen Billig-Elektro-Effekten und 80er-Trash-Orgel können als Soundtrack für Berliner Kater-Hangouts durchgehen, der Rest ist der Gesang eines larmoyanten, pensionierten Homecomputers. Helios Creed kehrt imagemäßig mehr den „gefährlichen" Avantgarderocker heraus, hat aber nicht mal die kranke Eleganz des späten Edge: düster-gedankenloser Techno-Garagenrock mit Titeln wie „Sex Voodoo Venus". Eine Sorte Dummheit, die man nur ertragen kann, wenn sie sich wenigstens nicht schämen würde, gleich als Heavy Metal aufzutreten. Wie kann man auch glauben, daß Märchen gerettet werden können, indem man sie zensiert. Diederichsen

Live Skull
Cloud One
(Homestead/EfA)

Werden gerne zwischen Swans und Sonic Youth als weitere weiße N.Y.-Lärmhoffnung eingestuft. Ich höre ein Rock-Schlagzeug, ziemlich stumpf, über das sich die unkontrollierten Gefühlswallungen, oft nordenglisch geprägter Gitarrenlärmträumereien und undeutlich aufgeregten Gesangs legen. So viel Hysterie neutralisiert sich aber, was gut ist, zu einem langen, monotonen, undurchdachten Oh-Mensch-Schrei. Ohne Klasse, aber offen-ergreifende Arbeitsmusik, Unter-Tage-Soul.
Diedrich Diedrichsen

Love Körper

Die Körper von Prince und Maruschka Detmers im Vergleich

Beide schwimmen sie in Filmen herum, deren Erzählungen fast verschwunden sind, in denen aber ihre Körper wie eine Vision auftauchen.
Es gibt gewisse Ähnlichkeiten: das Ordinäre, der inszenierte laszive Körper, mit dem jeweils eine Erotik erzeugt werden soll, die dann gar nicht funktioniert. Geilheit, die nicht funktioniert, Blicke, die Gefühle bewirken sollen und es nicht tun (weil Blicke in der schlechten Inszenierung immer eine Verlegenheit sind und das ersetzen sollen, was eigentlich die Inszenierung leisten müßte). Aber bei Prince ist das fast egal, denn da kommt noch etwas anderes ins Spiel, das Maruschka Detmers nicht mitgegeben wurde, und ab da werden die Unterschiede natürlich wichtiger als die Ähnlichkeiten.
Das Phantastische ist, daß Princes Körper ganz seine eigene Schöpfung ist. Er hat sich selbst gemacht und ist dann sogar sein eigener Regisseur geworden. Und Prince ist ja nicht nur Körper und auch kein Schauspieler, sondern ein Musiker und Weltstar. Maruschka Detmers ist nur Schauspielerin, die schauspielend das Opfertier von einem kunstgewerblichen Regisseur (Bellochio) ist, der mit ihr einen schönen, festen, jungen Körper engagiert hat, um auf ihn die kunstgewerbliche Ideologie vom Ewig-Weiblichen zu prägen, um diesen Körper zu mythisieren und ihn damit völlig lächerlich und unscheinbar zu machen. Wenn Prince die Augen verdreht, den Mund zitternd öffnet, um eine Frau anzulächeln, die Haare glattstreicht, die Finger spreizt, eine Fingerspitze an seine Zungenspitze legt, sich Kleider anzieht, die prächtiger sind als die, die seine Freundinnen tragen, dann entwirft Prince damit eine Erotik, die zwar pervers, exquisit und verschroben ist, aber der man jedenfalls nicht vorwerfen kann, daß sie ir gendwo anders als auf der Oberfläche seines Körpers stattfindet. Die ganze Faszination steckt in der Oberfläche seines Körpers.
Und bei Maruschka Detmers eben nicht. Sie wäre einfach nur ein normal gut und fest gebauter Frauenkörper, wenn der Titel nicht sagen würde: Teufel im Leib. Groteskerweise bleibt dieser Teufel da auch drin. Alle sagen von ihr: Sie ist verrückt, sie ist verrückt. Aber so verrückt kommt sie einem gar nicht vor. In immer neuen Großaufnahmen hat sie nichts anderes zu tun, als nackt zu sein, zu schauen und herumzugehen, und man fragt sich: Also was denn jetzt? Wann kommt der Teufel endlich raus? Wegen des Titels muß man wirklich immer an diesen Teufel denken, um den man natürlich betrogen wird.
Bei Prince ist alles Sprache. Es ist eine verwegene und geschmacklose Sprache, die improvisiert, nicht besonders reich, dafür total affektiert, aber total glaubwürdig und großartig affektiert ist. Alles ist außen in bizarren, barocken, liederlichen Formen (während das Teufliche bei M.D. überhaupt keine Form bekommt), die angelegt, ein Liebesmanifest ergeben. Prince, der der vollkommene Do-it-yourself-Mann ist, hat die Sprache der Erotik für seine Zwecke neu bestimmen wollen. Seine Feinnervigkeit hat sich in eine Höhe gewunden, die Perversion und Verschrobenheit in Kauf nimmt, um nur ja nicht platt zu sein und sein Ziel durch Lieblosigkeit und Inkonsequenz zu gefährden. Ich habe das zuerst nicht verstanden, genausowenig wie die Naivität, die auch mit im Spiel ist. Zuerst dachte ich, das sei alles Ausfluß der Eitelkeit, Egomanie und Selbststilisierungswille, der nur deswegen gut sei und das Peinliche knapp verhindern würde, weil er auf so einem hohen Niveau arbeitet. Aber dann mußte ich begreifen, daß es das nicht ist, daß dieser Film kein abgefeimter Plan, sondern ein wirklich ernster Versuch ist, etwas zu entwerfen, das der Liebesfähigkeit eine neue, unendlich subtile (wenn auch zugegebenermaßen etwas eklige, auch amerikanische und ordinäre) Sprache gibt. Daß ihm das nicht ganz gelingt, macht seine Absicht nicht weniger schön. Manfred Hermes



Prince Foto: Photoselection/LFI

Gemein + Geistreich

Prince Le Fou

Neulich kam ich endlich drauf. Im TV lief dieser neue deutsche 60er-Jahre-Primaner-Godard „Schonzeit für Füchse“ (natürlich kopflastig teutonisch, wo doch Godard kopflastig UND geschlechtsteillastig zu sein hat, was aber rührigerweise dadurch zu kompensieren versucht wurde, daß Helmut Förnbacher sich als journalistischer Müßiggänger Einlaß in ein Filmverleihbüro verschaffte, dort Godard-Fotos [„Eine verheiratete Frau“] orderte und in der nächsten Szene die Anna-Karina-Lookalike-Büromaus vernaschte), und ich dachte mir: PRINCE macht Godard-Filme. Schon „Purple Rain“ war ja, was bloß keiner gemerkt hatte, ein diesmal nur geschlechtsteillastiger (wird wenig geredet) Vulgär-Godard (eben typisch Ami, mit Prince als Förnbacher und Appolonia als Monika Peitsch) mit den wesentlichen Ingredienzien des Meisters: Pop, Gewalt, Mädchen, Mädchenobsessionen, Autos, (hier: Motorrad), guten Klamotten, infantiles Rumgehampele, wirre/läppische Handlung (während Godard aus eingestandener Unfähigkeit, ein vernünftiges Drehbuch zu schreiben, den Finanziers irgendeinen Roman auf den Tisch legt, spielt Prince ihnen 3-Minuten-Popsongs vor).

Jetzt hat Prince Le Fou also auf der Suche nach dem „Avant-Purple“ (wie er's nennt) einiges dazugelegt und sich diverse mittlere Gewagtheiten mehr rausgenommen. Über Godards „Pierrot Le Fou“ gibt es die hübsche Geschichte, daß der italienische Co-Produzent Dino de Laurentiis das Werk nicht rausbringen wollte mit dem Vermerk »Das ist kein Film«, und auch in „Under the Cherry Moon“, in den erlesenen Schnickschnack (sieht alles aus wie eine Kreuzung aus „Casablanca“ und Godard bis '66), den Prince sich da von Fassbinders Raoul Coutard Michael Ballhaus hat zusammenstellen lassen, würde sich keine Sau verirren, protzte nicht überall das Warenzeichen PRINCE. Also tänzelt, kaspert und flötet sich Prince Darling wie damals Bebel Le Fou mit aufgeblähten Nüstern und Belmondo-Wulstlippen durch einen prallen Bilderbogen aus Penthouse (irgendwelche mondänen, üppigen Côte-d'Azur-Prachtbauten) und Pavement (Princes/Christophers bürgerliche Absteige mit seiner omnipräsenten Joni-Mitchell-LP. Prince: »Von ihr lernte ich eine Menge über Farbe.«) und läutet dabei jede neue Aktion mit einem durchgedrehten Panorama-Kameraschwenk ein. Ich sag ja immer: Mehr Filme an der französischen Riviera drehen.

Dort trägt sich ungefähr folgendes zu: Ferdinand: »Marianne legte sich ins Zeug. Sie erzählte die Geschichte von dem jungen und schönen Vivien, dem Neffen Wilhelms von Oranien, wie er auf dem Schlachtfeld unter den Säbelhieben von dreißigtausend Sarazenen starb, denn er kämpfte allein und hatte geschworen, daß er nicht einen Fußbreit zurückweichen würde. Oh schöner junger Neffe, wie konntest du einen so törichten Schwur tun!« Marianne: »Ferdinand erzählte zuerst die Geschichte von Ganymed, aber die interessierte niemanden. Dann sprach er ihnen vom Sommer, von den lauen Abenden am Meer, er erzählte von Menschen und ihren Schicksalen. Und er warnte sie, je danach zu fragen, was zuerst dagewesen ist, die Worte oder die Dinge, oder was danach kommen würde.« (Jean-Paul Belmondo und Anna Karina in „Pierrot Le Fou“)

Zum Schluß dann darf Prince/Ferdinand/Vivien (entsprechend zum unentwegten, liebestrunkenen Belmondo-Räsonnieren trägt Princes Buick-Cabrio das Nummernschild „Florida LOVE“) in seinem desperaten Gestrampel gegen Sarazenenhäuptling Steven Berkoff (wieder mal schier unerträglich, dieser zuletzt wirklich überall präsente grimassierende Gockel; mit der ersten Wahl Terence Stamp hatte sich Prince am Set verkracht) einen hübschen, delikaten Godard-Tod sterben, der sich nicht etwa durch so was Profanes wie dramaturgische Notwendigkeit rechtfertigt (hier: welche Dramaturgie auch?), sondern durch eine schöne unausweichliche Gesetzmäßigkeit des Lebens: Kapitalist kauft Polizei, Polizei erschießt amour-fou-gequälten Outcast-Gigolo, also: Alle Macht kommt aus den Gewehrläufen.

Andreas Banaski

Das Leben, ein Paradies

Oh, die überaus eigenartige Welt des Alan Rudolphi! Was vielleicht früher seinem sogenannten Lehrer Altman ähnlich sah, hatte, wie man heute weiß, nie mit diesem zu tun: was bei Altman poetisch um des Poetischen willen aussah (und so nichts sagte), ist bei ihm notwendig poetisch (weil bestimmte Wahrheiten, so extrem formuliert, daß sie unanpinkelbar bleiben, notwendig poetische Gestalt annehmen). Was bei Altman kritisch-aufklärend um des Zeitgeschmacks willen war, um einer gewissen, politisch-moralischen Aufgescheuchtheit der besseren Kreise unter US-amerikanischen Kinogängern zu schmeicheln, – wie sie in den frühen 70ern virulent war – wird bei Rudolph kritisch-aufklärend, weil sein komischer fassbinderesker Blick eben genau solche Erkenntnisse aus der Welt herausbaggert.

Nun habe ich es ja gesagt: fassbinderesk, obwohl ich von dem Film »Trouble in Mind« rede, seit ein paar Wochen in den Kinos und mit Keith Carradine, Kris Kristofferson und Divine besetzt, natürlich auch, wie alle Rudolph-Filme mit Genievieve Bujold, hier als eine Art Marthe Schwerdtlein, wenn es stimmt, was sich mir aufdrängt, daß der Film eine Faust-Verfilmung ist, mit Kris Kristofferson als Goethe, Divine als Mephisto und Carradine als Faust. Die blonde Lori Singer wäre Gretchen, aber Schluß jetzt. Jedenfalls ist dies Thema nur frei, wenn auch nicht zügellos bearbeitet worden.

Am Anfang sagt Keith Carradine zu seiner unschuldig-verliebten, aber nörgelnden blonden Frau Lori, die in die Stadt will, weil es im Umfeld des Wohnwagen-Camps, wo sie hausen, keine Arbeit gibt, die Stadt (Die Stadt) sei Scheiße, nur Schwierigkeiten. Dann gehen sie in die Stadt, Carradine rasiert sich – zack und zong und völlig unmotiviert – den Bart ab, schließt sich mit einem intellektuellen Schwarzen (Sartre-Zitate, Nickelbrille, Typ: Junior) zu einer

Fortsetzung nächste Seite



Kris Kristofferson und Divine: Der Mafioso inmitten schlechtester Kunstwerke



Die Farbe Lila

Ein Film, wo es sich um Neger handelt – bloß nicht wie gehabt, denn hier haut nicht der Weiße den Schwarzen, hier haut schwarz auf schwarz. Um den Film nicht unverständlich werden zu lassen, haut schwarzer Mann schwarze Frau. Was es mit dem Film auf sich hat, weiß ich nicht, er hat jedoch drei Höhepunkte.

1. In der 20sten Minute macht sich sorgloser Farbiger am Patchwork (= Dach) zu schaffen. Das Einschlagen des ersten Nagels befördert ihn durchs Dach in die erste Etage und von der ersten Etage ins Parterre. Hat man die Zeit, weitere 45 Minuten zu warten, sieht man denselben jungen Mann, wie er sich zum wiederholten Male mit dem Nagel auf dem Dach beschäftigt, was wiederum zur Folge hat, daß er durchs Dach in den ersten Stock und von dort ins Paterre fliegt. Um diese Erfahrung reicher, beweist er uns, daß Farbige nicht nur dumm und lustig sind, sondern vielmehr schlau. Im Parterre macht er jetzt seine Kneipe mit Atmosphäre auf (erfrischendes Rieseln bei Regen).
2. Die Vereinigung von düsterer Boogie-Woogie-Musik mit feinstem Kirchengospel (Angetrunkene gehen fröhlich singend aus der Kneipe raus, in die Kirche rein – dem Drehbuchautor muß dabei schwarz im Gesicht geworden sein).
3. Nach „Zeit der Zärtlichkeit“ dachte ich, daß mich kein Film mehr umhauen kann (Tränen). Wir erinnern uns nur an den Dialog im Krankenhaus: „Und jetzt schickt mir die Kinder rein“. Hier zeigt uns Spielberg, gegen Ende, daß ein Profi immer noch was drauflegen kann. Tausende von Filmen arbeiteten zwecks Rührung mit dem Wort „Mama“. Wie Spielbergs Nebendarsteller das Wort „Mama“ bringen, ist neue höhere Filmkunstgeschichte. Keine Bange, der Nachspann ist lang.

Martin Kippenberger



Die abstrakte Harmonie des Technologischen

Brian de Palma

In »Body Double«, dem besten Film des letzten Jahres, spielt die Tochter der eleganten, blonden und den Sex angstvoll besetzenden Tippi Hedren, Melanie Griffith, eine superblonde, geile Pornokönigin in witziger und materialistischer Manier. Soviel zum Thema Hitchcock/de Palma. Die Rolle von Melanie Griffith war ursprünglich mit Annetta Haven besetzt, dem Star ungezählter Sexfilme. Anscheinend ist der Unterschied von Sexfilm und Sexfilm im Film groß, denn Haven sagt, sie wäre nie bereit gewesen, eine Punkerin zu spielen. Diese Äußerung ist in dem Buch »Brian de Palmas ‚Der Tod kommt zweimal' oder: Wie man einen Thriller dreht] nachzulesen, welches ich erst ein paar Monate nach seiner Veröffentlichung aufgestöbert habe, weil die Buchhandlungen natürlich die blöden Fischer- und Hanser-Filmreihen präsentieren, aber ein Buch aus dem Bastei-Lübbe Verlag, nein, das haben sie nicht. Die Autorin des Buches, Susan Dworkin, wohl dem New Journalism zuzurechnen, hat die Dreharbeiten zum Film getreulich verfolgt und interessant und lehrreich beschrieben, doch das muß man schon selbst lesen. Ihre Einordnungen und Problemdiskussionen bleiben im gewohnten Rahmen (Gewalt, Hitchcock, neues Hollywood), das bleibt uns überlassen. Punkerin: gefärbte Haare, kurzer Rock, frech, eigensinnig, direkt. Erst als Jake, der Protagonist, sie kennenlernt, ist seine Misere beendet; Frankie Goes To Hollywood spielen die Musik dazu („Relax"). Porno, Video, Luxushauspilz, Mall, bester aktuellster Pop de Palma hat den ersten Film über eine sich abzeichnende, noch leicht futuristische neue Zeit gemacht. Er betont die Nähe in der Distanz, eine obszöne Harmonie, des Fersehens, des Voyeurismus. Fast während des ganzen Films gleitet die Kamera zu den Personen hin, die ihrerseits mit gleitenden Objekten verbunden sind (von städtischen Bewegungsmitteln aller Art über Codekarten, die den Schlüssel ersetzen, bis hin zu rotierenden Betten). Die Bewegungen erfolgen auf horizontalen Ebenen, die Flächen liegen geordnet übereinander, bis sie sich unendlich logisch über Jake schließen und ihn zu ersticken drohen. Seine Klaustrophobie überwindet er in dem Augenblick, wo er die Distanz, die Ordnung überwindet. Die abstrakte Harmonie des Technologischen ist nun für ihn verloren, die nahen Fiesheiten von SexPopVideo-Punk gewonnen. Zum Schluß beißt er in den Hals einer Schauspielerin, aber das Blut läuft dick über die Brüste des Körperdoubles. bei aller gegenwärtigen Zukunft: der hauptsächliche Motor des Films ist der Mord, das Motiv das Geld – diese Scheiße bleibt die alte. Thomas Hecken

Lieber Regan Pur

Seine besten Momente hat „Spione wie wir", die neue »souverän schalkhafte, kritisch-komödiantische Farce« (PR-Heft) des »von spielerischer, kapriolenhafter Leichtigkeit geprägten« (PR-Heft) John Landis, die genau den entscheidenden Dreh, der solche Affen wie Dan Aykroyd/Chevy Chase von so einem distinguierten Charakterdarsteller wie Jeff Goldblum trennt, dussliger ist, als der Vorgänger „Into the night", wenn Chase (Chase weggedacht) sich auf Video alte Ronald-Reagen-Musicals anschaut (am zweitbesten: das Malcolm-X-Porträt im Office des US-Spezialeinheiten-Schleifer-Negers). Was wir daraus wenig Originelles lernen fürs Leben? Zum einen braucht sich 22 Jahre nach „Dr. Strangelove" nun wirklich keiner mehr diesen verquälten A-Bomben-Geschlechtstrieb-Quatsch anzutun. Und Ronald Reagan pur und ungekürzt wirkt noch allemal lustiger und zersetzender, als so ein kleines liberales „Saturday Night Live"-Schweinchen sich das zurechtreimen kann. Andreas Banaski



Gemein + Geistreich

Fortsetzung: Das Leben, ein Paradies

Gangsterbande zusammen und läßt sich zu Alladin Sane umstylen (um, wie der Zuschauer ganz zurecht denkt, seine anfängliche Einlassung über die Stadt ruhig etwas zu drastisch zu untermauern). Die Stadt heißt übrigens »Rain City« wird von ominösen Hafenanlagen, ominösen Demonstranten (ganz Fassbinder in »Lola«) und ominösen grauen post-industriell-verwitterten, sogenannten menschenfeindlichen, aber natürlich romantischen Mauern geprägt. Kris Kristofferson, ein ungerechtfertigterweise ehemals langjährig einsitzender Ex-Bulle, baut in seinem Zimmer die Stadt als Modellstadt nach, was wie eine dumme symbolisch-psychologische Idee von Wenders klingt, hier aber nicht von Wenders, sondern von Rudolph ist und somit wieder so eine drastisch untermauernde Idee ist (und darum gut).



Alan Rudolph, Kris Kristofferson, Genevieve Bujold, Joe Morton, Lori Singer, Keith Carradine v.l.n.r.

Mafioso Divine (ohne Fummel) sammelt Kunst, wie schon immer in allen Rudolph-Filmen, bilden buntestе Sammelsuria schlechtester Kunstwerke, sozusagen Kunst-Parodien, den Hintergrund der Sinnstifterwohnungen (Mafiosi eben, Radio-Moderatoren, Radio-Stationen).

Aber auch die als real behauptete Welt seiner Studio-Städte ist ja eine Welt-Parodie von bittersüßer Brisanz, lädt zu vielschichtigen Interpretationen und Gefühlen ein, und meint, auf drastische Art, immer nur das Einfachste bzw. das Naheliegendste.

Sicher ist an diesem Film alles auf das Fieseste Over-the-top und auf das Fiestes hilarious. Jedenfalls fast. Wer im Kino immer noch die Lakonie sucht, die das große alte amerikanische Kino ausmachte, wird kreischen (weil ihm diese Filme Hämorrhoiden machen werden), aber wer will sich die rekonstruierte Post-Lakonie der Wenderse noch bieten lassen. Walter Hill ist gut und die sympathischen Lakoniker überleben zwar, in seinen Filmen, gehen aber regelmäßig vor die Hunde. Alan Rudolph ist gut, weil bei ihm die Lakoniker als einzige nicht erschossen werden, beim überdrehten Massengeschieße in der Divine-Wohnung. Carradine schlendert stoisch zwischen den pfeifenden Kuglen. Denn die Lakoniker leisten sich den Trotz, nicht an die Realität der Studio-Sozialkitsch-Rain-City-Welt zu glauben, was sie wiederum überleben läßt, aber verlieren, untergehen.

Dieser Stilstil als Mittel, ausgerechnet, für Thesenfilme, scheint mir, mein voller Ernst, die einzige vernünftige Perspektive des US-Films (siehe auch »Die Zeit nach Mitternacht« und die Tatsache, daß die alten Männer alle schon gestorben sind, außer Clint Eastwood). Das Tolle ist nämlich, was die wenigsten wissen: Theater und Kulissen sind wieder erlaubt im Kino, ja geradezu gefordert (gegen den Terror der schönen Bilder und der ausgezeichnet-epigonalen Kameraleute) und außerdem ist dieser Film Calderon de la Barcas Antwort auf Lubitschs Superfilm (»Trouble In Paradise«), der keinen echten Trouble, aber dafür echtes Paradies zeigt. Dies ist echter Trouble, aber nicht im Geist, sondern im Traum, halluziniert: Der Trouble ein Traum (ein Plädoyer für die Realität des klaren Gedankens).

Sigismundo Diederichsen de la Barca

11. AUGUST 1956

»They say that art killed Pollock/as if that could be/in fact he missed a bend/and drove his Ford into a tree.«
THE RED CRAYOLA WITH ART & LANGUAGE

»When I heard this car barrel-assing down the road, I said: 'That fool isn't going to make the curve'.«
UNFALLZEUGE, LASTWAGENFAHRER

»Jackson was very important, but – how do I say it? He did a lot, but he didn't do enough; he didn't live long enough, Jackson.«
WILLEM DE KOONING, MALER, ÜBER 80



Auf den Tag 30 Jahre, bevor ich dies schreibe, vollendete sich DIE amerikanische Nachkriegskunstlegende, Jackson Pollack, der erste modern-massenmedial-durchmythisierte Künstler, „Jack the Dripper", der James Dean der Kunst, ganz im Sinne der Erfinder solcher Legenden von „selbst-destruktiven Künstlern", mit einem, den behaupteten notwendigen individualistischen Wahnsinn der Kunst angeblich beweisenden, auf die härteste denkbare Weise als Kunstdetail ins Leben eingreifenden, nämlich es beendenden Unfalltod.

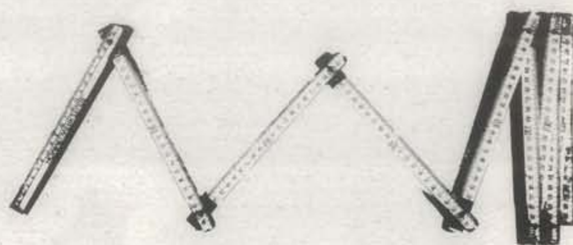
Mit Pollock beginnt die Geschichte der Kunst, wie wir sie kennen. Der erfolgreichste Maler ist der, der stumpf, versoffen und viehisch genug ist, sich den Sinnstiftern willenlos (heutzutage: verschmitzt und pfiffig) auszuliefern. Pollock, einst ein mittlerer Picasso-Epigone, ist im Prinzip eine Erfindung des Theoretikers CLEMENT GREENBERG und der notorischen PEGGY (Guggenheim) und der Selbstfindung des amerikanischen Kunstmarktes als Messe selbsternannter sogenannter eruptiver, sogenannter selbstdestruktiver Gewalt (wie sie nunmal das Herz des Bourgeois erfreut, wenn er die Gelegenheit bekommt, sich so viel mehr und dazu noch ritualisiert Bedrohliches kaufen zu können als ein einfaches Bild). »Jackson Pollock was the artist of the Marshall plan/He began to break ice for artists when the cold war began« (Red Crayola/Art & Language). Pollocks so gut verwertbare Erfindung war die überaus offensichtliche Umsetzung seines viehisch-rauflustigen-versoffenen Charakters in eine künstlerische Methode, das sogenannte Action painting. Das Gute (mithin Schöne) daran war, daß man es sehen konnte als, mal wieder (damals noch nicht so oft vorgekommen), einen Versuch, der Kunst ein Ende zu bereiten (woran Pollock schön exemplarisch gescheitert ist: die Kunst überlebte, sogar seine, als ganz besonders fiese Erbauungsscheiße, er nicht, auch seine Absichten kaum). Was man auch sehen konnte, und was als Lerneffekt bleibt, gerade in der Pop-Musik täglich aufs neue beweisbar, ist, daß ein stumpfes, seine Frau verprügelndes Arschloch, das eine Masche gefunden hat (meinetwegen: gute Idee gehabt), aus so einer Masche, hartnäckig und versoffen, mehr macht als ein fauler Intellektueller. Man kann Pollock-Bilder noch immer mit Gewinn betrachten, man kann sie hören, wie den Jazz, den der Künstler, glaubt man seinem Mythos, bei der Arbeit gehört hat. In Wahrheit war es nur Dixieland. Pollock glaubte allen Ernstes an C.G.Jung (wie alle schlechten amerikanischen Künstler und Rock-Musiker), aber eine gewisse stumpfsinnige, renitente Hartnäckigkeit kann aus den schwächsten Gedanken unter Umständen gute Kunst machen.

Man kann alles über den in Wirklichkeit Elvis der Kunst auf die unterhaltsamste Art studieren in Jeffrey Potters Buch „TO A VIOLENT GRAVE". Ein Werk aus dem neuerdings in Amerika sehr populären Genre „ORAL BIOGRAPHY", das also, wie z. B. auch das Buch über Edie Sedgewick von George Plimpton und Jean Stein, ausschließlich aus Äußerungen und Statements von Zeitgenossen besteht (so daß man sehr viel mehr erfährt über die Epoche, oft aus den Worten ihrer Größten, als über den armen Teufel, den allerdings der Verfasser in seinen Vorreden und verbindenden Texten rückhaltlos verehrt). Ich habe DM 56,80 dafür bezahlt, und immer, wenn ich das für ein Buch ausgebe (Obergrenze), habe ich auch was davon: Pollock trat in mein Leben, als für das Cover von Ornette Colemans legendäre „Free Jazz"-LP sein Gemälde „White Light" verwendet wurde. Tatsächlich war er in der Malerei der Free Jazz (nur ohne dessen Feinheiten bei Coleman), aber er blieb auch bis heute der gräßliche Mythos (von Unterbewußtsein, Tiefe, Wahnsinn und Intensität), gegen den es sich lohnte, Warhol zu werden, aber dann wiederum wird er, so wie andere eher schwache US-Schriftsteller der 50er Jahre, noch heute junge Leute dazu bringen, das Elternhaus zu verlassen, noch lange ein schönes Beispiel für Abschaffungs- und Vernichtungstechniken bleiben (wovon es heute zu wenige gibt).

DIEDRICH DIEDERICHSEN

Jeffrey Hunter: »To A Violent Grave«, Putnam, New York 1985

DAS GUTE BUCH



Vor einem knappen Jahr zimmerten Albert Oehlen und Werner Büttner, zwei den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannte Hamburger Künstler, ein genau ein Meter langes Bücherbrett. Da kam ihnen der Gedanke, einen Verlag zu gründen, der genau so viel Bücher veröffentlichen sollte, bis das Bücherbord voll wäre. Beide haben vorher schon bewiesen, daß die Herstellung, Gestaltung und nicht zuletzt das Schreiben von Büchern unverzichtbarer Bestandteil ihrer künstlerischen Praxis sind. So zu überprüfen an Bänden wie „Wahrheit ist Arbeit" (beide mit Kippenberger), „Schrecken der Demokratie" (Büttner), „Ewige Feile" (Oehlen), „La Luta Continua" (Büttner) etc. Alles Publikationen, die weit über das normierte Genre des Künstlerkatalog hinausgehen. Der **METER-VERLAG** *sollte nun all den bislang ungenutzten Talenten engerer Freunde sowie den Ideen, die zur Vervollständigung des eigenen Werkes der Verleger unabdingbar waren, aus kapitalistischen Zwängen aber im herkömmlichen Buch- und Kunstbetrieb nicht realisierbar, ein Forum sein. Der erste Titel war die englische Version von „Wahrheit ist Arbeit",* **ANGST VOR NICE,** *die Auflage ist fast ausverkauft, einige Restexemplare dokumentieren noch recht eindrücklich den von Büttner/Oehlen erbrachten Beweis, daß das (Nicht-)Sprechen einer fremden Sprache (analog übrigens zu dem nie erschöpfend erforschten, aber doch recht eigensinnigen Verständnis englischer Pop-Musik durch deutsche Fans), ein dringend notwendiges poetisches Genre in einer Zeit des totalen Kulturimperialismus konstituieren kann. Band 2 war Büttners* **IN PRAISE OF TOOLS AND WOMEN,** *ein Amerika-Roman, und einige Gedichte in englischer Sprache, Fortsetzungen des poetisch-politischen Anliegens von „Angst vor nice", wenn auch stark von Büttners persönlichen Obsessionen geprägt und kaum noch die möglichen Anwendungsgebiete verschleiernd (Songtexte). So ist denn auch Band 3 die logische Fortsetzung, bzw. deren notwendige Umkehrung, wenn auch strukturell analog: Mayo Thompsons Novelle* **GORKI & CO** *und Texte, die die aktuelle Besetzung Red Crayolas (Thompson, Büttner, Oehlen) geschrieben und (z. T. mit Dorau) auch schon begonnen hat, als Teil einer 5-LP-Kassette aufzunehmen. Band 4 dann der Bruch, der bislang erfolgreichste und rätselhafteste Band der Meter-Reihe, stammt von dem enigmatischen Werbe-Papst Michael Schirner,* **PLAKAT & PRAXIS.** *Bis heute streiten sich die Kritiker, ob es sich um die Verherrlichung oder Verteufelung der Werbung handelt, oder um reine Pornographie (was nach Adornos Theorie des Obszönen einer Abrechnung mit der Werbung nahekäme). Noch nicht erschienen, aber unmittelbar von der Fertigstellung stehen neue Bände von Kippenberger, Sven Ake Johannson und Diedrich Diederichsens* **ELEKTRA,** *eine Sammlung aller in Katalogen, Kunstbüchern und Fachzeitschriften untergegangenen Texte des SPEX-Redakteurs zur Kunst, sowie einige neue Arbeiten, darunter ein erschöpfendes Interview mit Verleger Albert Oehlen.*

Alle Bände sind einheitlich ausgestattet, mit Illustrationen von Adolf Oehlen, des Vaters des Verlegers, der ein noch zu entdeckendes Konvolut von Zeichnungen und Gouachen hinterlassen hat, und kosten DM 16,80. **WAHRHEIT IST ARBEIT** *kostet DM 25,–*



Selbstportrait, Acryl auf Leinwand, 203 x 203 cm

Andy Warhol war in London und zeigte seine neue Serie Selbstporträts. Das Interview, das er Matthew Collings gab, zeigt ihn einmal mehr von der besten sphingiden Seite. Wie sollte man auch US-Patriotismus bei einem finden, der seine Amerika-Photos in Paris aufnimmt.

Ihr neues Buch, „America", ist sehr patriotisch.

»Das sind doch nur Gelegenheits-Fotos.«

Was soll das heißen?

»Ich weiß nicht. Das sagt man so. Es heißt nur, daß man auf einem Foto drauf ist. Wenn jemand kommt und sagt, bleib stehen, das ist ein schönes Foto, und dann ein Foto macht. Es heißt nur, daß jemand ein Foto von dir macht.«

Ich meine eigentlich den Text mit „patriotisch". Sie sehen etwas, und das bringt Sie dazu, Amerika zu lieben.

»Also ich mag jeden Ort. Viele Bilder in dem Buch sind in Paris gemacht worden und mit hineingenommen worden, weil sie gute Bilder sind. Ich glaube nicht, daß irgend jemand den Unterschied herausfindet.«

Ich fand es sehr provokativ, daß Sie sagten, Sie lieben Amerika, besonders heute.

»Darüber muß man gar nicht nachdenken. Es ist so aufregend in Amerika, daß man nicht darüber nachdenkt.«

Es könnte viele Europäer provozieren, weil sie nämlich Amerika zur Zeit nicht gerade lieben.

»Wirklich? Ich liebe Frankreich. Sie mögen es, wenn wir rüberkommen. Ich war gerade in Paris , als Libyen bombardiert wurde, und man bekam nicht den Eindruck, daß das besonders wichtig genommen würde. Als ich zurück kam, fiel mir auf, wieviel Medien wir haben. Es gibt 24 Stunden Nachrichten, und das machte alles viel größer. Es gibt so viele Nachrichten-Sender, Kabel-Sender, was ich großartig finde. Mein liebster Sender in Paris heißt ‚Die Uhr', wo sie immer nur sagen, wie spät es ist. Ich weiß nicht, ob es das noch gibt, aber vor ein paar Jahren hatten sie das noch.«

Ist Ihr Buch mehr auf die lockere Art zusammengestellt worden, hier ein Foto machen, dort etwas aufschreiben...?

»Ja, die Bilder sind überhaupt nichts Wichtiges. Gestern habe ich tolle Bilder gesehen, im Seagram-Gebäude, von einem Menschen namens Wintergarden. Er hatte alle großen Momente aufgenommen, den Rükken von Präsident Kennedy... das waren tolle Bilder.«

Wie haben Sie die Texte zusammengestellt? Waren es Notizen? »Ich habe einfach etwas gesagt und nicht gemeint, Dinge erfunden. Ich hab so viele Leute getroffen, die sagen, daß sie auf Health-Food-Diät sind und dann vor deinen Augen halbrohes Fleisch essen und Rotwein trinken... deswegen ist es auch egal, was einer sagt.«

Sie haben eine Ausstellung in der D'Offay-Galerie in London.

»Ja, ein großes Porträt. Ein Selbst-Portät. Ich denke, es ist PR für die Galerie.«

Wer macht Ihre Bilder heute?

»Ich natürlich, immer ich.«

Sie hatten einmal gesagt, Brigid mache sie.

»Nein, das hat jemand anderes gesagt. Sie war gerade hier. Sie hätten sie fragen sollen.«

Haben Sie viel Kontakt zur Kunstwelt? Lesen Sie Kunstmagazine?

»Ich lese sie, wenn ich reise. Ich mag die Anzeigen.«

Glauben Sie nicht, daß es Themen und Diskussionen gibt, die Sie verfolgen sollten?

»Ich glaube, im Moment gibt es nichts. Es gibt so viele Galerien, jeden Tag gibt es eine neue in New York. Es geht immer weiter, und das ist aufregend. Es sind so viele.«

Wie wählen Sie ihre Sujets?

»Die Händler sagen mir, was ich tun soll.«

Sie denken nicht darüber nach?

»Nein. Die Händler sind wie Art Directors. Sie sagen einem alles.«

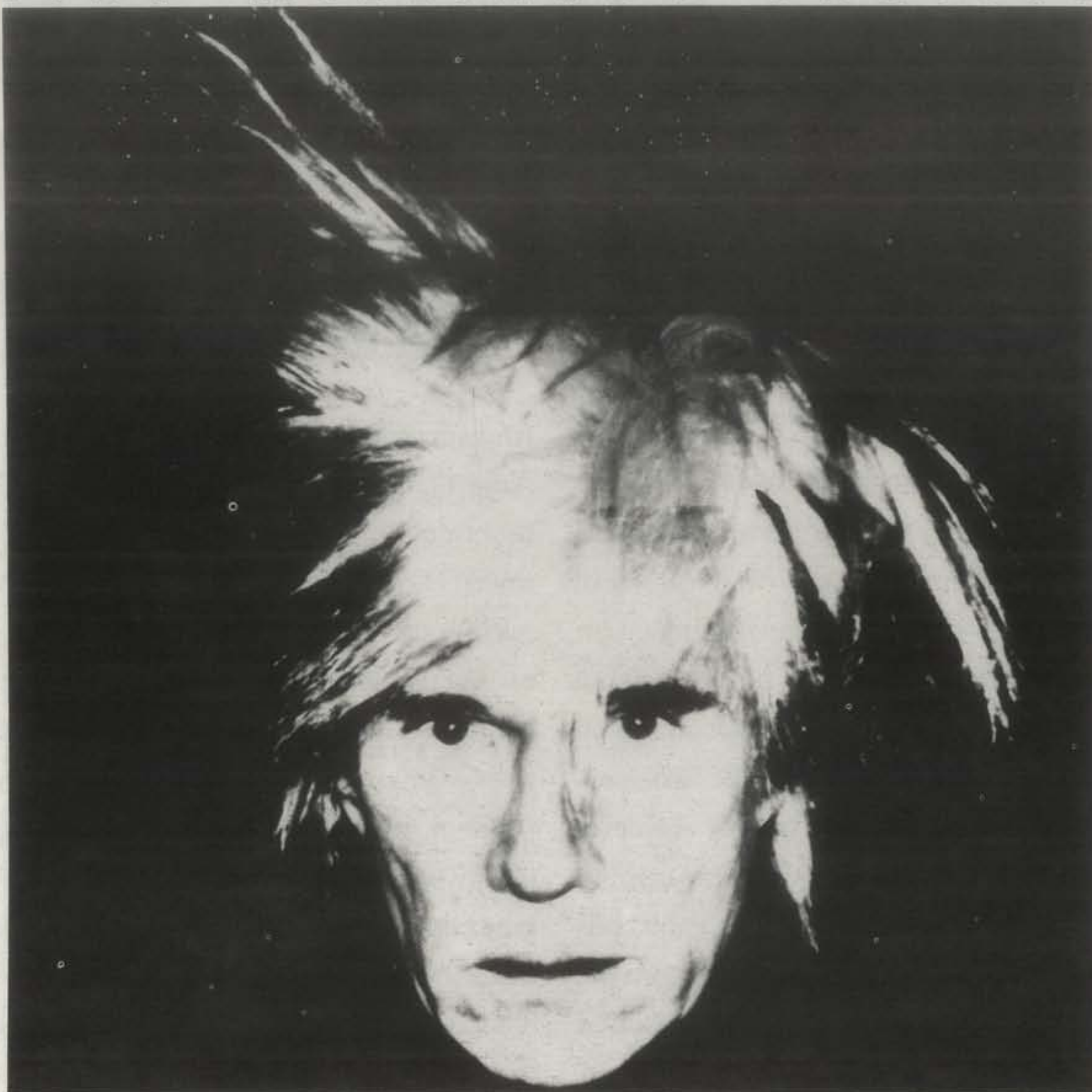
Meinen Sie, daß die Händler stärkeren Einfluß haben als die Kritiker?

»Würd' ich sagen.«

Und die Künstler sind die passivsten?

»Ja.«

Vielleicht ist das von Künstler zu



© Courtesy Anthony D'Offay Gallery London

Selbstportrait, Acryl auf Leinwand, 270 x 270 cm

Künstler verschieden?
»Ja, das ist verschieden.«
Am Wochenende gehen Sie zu Versteigerungen?
»Versteigerungen sind die einzige Möglichkeit, alles anzufassen. Die besten Orte, um irgendwo etwas anzufassen.«
Was anzufassen?
»Alles mögliche. Es ist wie auf dem College. Wenn man kommt, während eine Versteigerung läuft, kriegt man drei Minuten Zeit für jedes Stück, jedes Gemälde. Großartig. Wie in der Schule. Man sieht Sachen, die man noch nie gesehen hat.«
Es gibt da ein neues Buch im Parkett Verlag, eine Diskussion mit Kiefer, Beuys, Kounellis und Cuchi, wo sie über Europa und Amerika und die Rolle des Künstlers sprechen. Sie sagen, daß Amerika die Kunstwelt beherrscht. Und sie lehnen diesen Zustand ab.
»Ich glaube nicht, daß es so läuft. Zum Beispiel die Kunstmesse in Basel. Da geht doch jeder hin.«
Aber Kunst muß doch immer noch durch New York durch, um wahrgenommen zu werden. Oder ist das nur ein Mythos?
»Das hab glaube ich, noch nie gestimmt ... Es ist immer noch die französische Kunst, die das große Geld bringt. Und ich war gerade in einer Galerie in der Madison Avenue, die Henry Moore wie warme Semmeln verkaufen und zwar große Millionen-Dollar-Skulpturen. Sie haben gerade zwei 78er-Henry-Moore-Skulpturen für ein paar Millionen Dollar verkauft.«
Es wäre schwer, sie für das Geld in Europa zu verkaufen. Die Kritiker scheinen auch in New York wichtiger zu sein. Die Meinungen werden hier gemacht, die großen Museumsausstellungen, die allgemeine Aufmerksamkeit der Kunst gegenüber.
»Nein, es gibt doch viel größere Museumsausstellungen in Europa, in Deutschland, in Amsterdam.«
Die Europäer scheinen aber alle etwas ungehalten zur Zeit über die amerikanische Vormachtstellung?
»Nein, sind sie nicht. Ich glaube, nicht.«
Die Künstler in dieser Parkett-Diskussion schon. Sie meinen, daß dies ein Problem ist, mit dem europäische Künstler fertig werden müssen.
»Ach, ich glaube, das hat mit Kunst nichts zu tun. Joseph Beuys war so ein großartiger Künstler.«
Er verteidigt Sie.
»Wirklich?«
Ja, gegen Kounellis, in der Frage des amerikanischen Imperialismus und ob Sie ein Künstler oder ein Publizist sind.
»Ja, Beuys war so ein großer Mensch. Paris hat ja eigentlich nie amerikanische Kunst gekauft, aber Deutschland. Jeder Deutsche genießt Kunst mehr als ein Amerikaner. Die Leute da sind einfach besser für den Kunstgenuß erzogen als hier. Man glaubt immer, hier seien so viele Sammler, aber es gibt gar nicht so viele. Die wenigen, die es gibt, sind nur so bekannt, weil sie es im großen Stil machen. Ich meine Saatchi – ist er Amerikaner?«

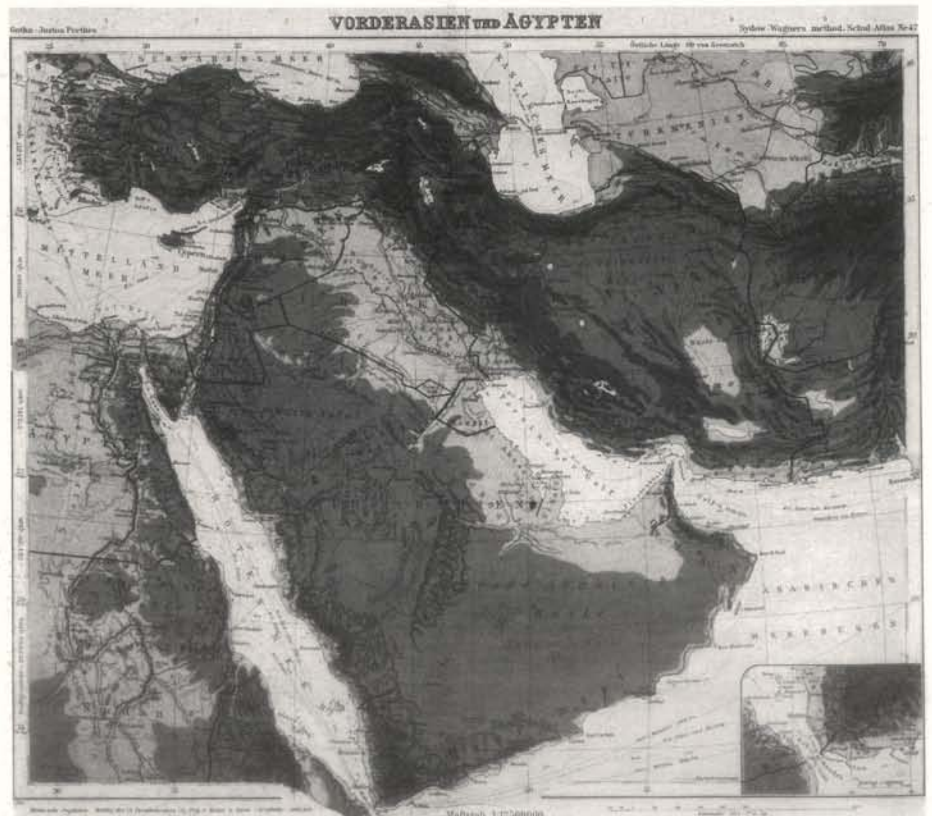
»Jeden Tag gibt es eine neue Galerie in New York. Es gibt so viele. Es geht immer weiter. Das ist so aufregend.«

Nein, Engländer.
»Nun, denken Sie an ihn. Er ist einer der größten, die es gibt. In Deutschland gab es in den 60ern einige, die sehr gute Sammlungen zusammengetragen haben, und dann kommt Saatchi und macht alles noch viel größer. Und nach ihm wird noch einer kommen ... Aber hier sind die Leute reicher, und man sollte meinen, es müßte hier mehr Kunstkäufer geben – sie könnten schließlich die größte Sammlung zusammenkaufen. Also die Haltung, von der Sie sprechen, ist ganz falsch. Aber ich finde, man sollte Kunst in Filmtheatern zeigen. Es reicht nicht, ein paar Bilder in einer Galerie aufzuhängen.«
Haben Sie noch mehr Bücher geplant?
»Ja, ein Buch, wie man Parties feiert. Wissen Sie einen Titel?«
„Party-Führer".
»Ich dachte, ein etwas längerer Titel wäre lustiger.«
„Tausendundeine Party".
»Sehr gut. Was noch?«
„Viertausend Parties".
»‚Viertausend Parties'. Vielleicht ‚Eine Million Parties'?«
Keiner würde sie nachzählen.
»Ja, das ist eine gute Idee.«
Und es würde einem den Eindruck von Überfluß geben.
»Das ist eine sehr gute Idee: ‚Eine Milliarde Parties'.«

D I E   W E L T

Von Byzanz z

Alle zwei bis drei Wochen gibt es in der FAZ diesen Kommentar über das „SINNLOSE RINGEN“ am Schatt-al-arab. Iraker und Iraner, rätselhafte Morgenländer, um Nuancen, die zu kennen nun weiß Gott nicht nötig ist, unterschiedliche Mohammedaner. Unwichtige Glaubenskriege eben. Wie in Nordirland. FANATIKER. Die Welt wird klein. Ist das wirklich wahr? Oder sind es nur ein paar kulturelle Sensationen, die etwas näher rücken, ein paar neue Anbieter auf dem Hipness-Markt? Israel und Ägypten konnten sich über die Zugehörigkeit des Badeortes Taba endlich einigen. Israel vertrat bei den Verhandlungen die Position des Rechtsnachfolgers des Osmanischen Reiches, des alten Türkenreichs mithin, Nachfolger des byzantinischen Reichs, das wiederum Nachfolger des oströmischen Reiches war. Nach dem Libanon mit 11,5% aller Terrorakte liegt die Bundesrepublik mit 8,5% weltweit auf Platz zwei der TERRORCHARTS, sagt die „Süddeutsche“, die Informationen eines israelischen Instituts zitierend. Was ist das wieder für eine DESINFORMATION? Werden hier auch Attentate auf die Fahrscheinautomaten städtischer Verkehrsbetriebe mitgerechnet? Andererseits haben wir die dichteste AMERIKANER-KONZENTRATION. Und die ziehen den Terror erfahrungsgemäß an, wie Cola die Wespen. Bei uns ist den Amerikanern gelungen, was ihnen im Nahen Osten nicht gelungen ist: eine militärisch wichtige Region durch konstruktive, soft-imperialistische Einflußnahme abhängig und kontrollierbar zu machen. Aber es gibt ja auch andere Mittel. Der Senat hat den 100 Millionen Dollar-Kredit für die Contras gebilligt und aus Gründen des GEWISSENSDESIGN ein paar schlappe Sanktionen gegen Südafrika draufgelegt. Noam Chomsky, weltberühmter Linguistik-Professor und einer der wenigen übriggebliebenen Linksaktivisten der Anti-Vietnam-Bewegung, Autor diverser zum Teil in den USA verbotenen Bücher über deren Verbrechen, weiß, daß die schlimmsten AUTOBOMBEN-



ur Autobombe

ANSCHLÄGE in Beirut direkt oder indirekt von der CIA verursacht worden sind. Während dessen scheinen die schwächsten Glieder aus der ANTI-ISRAELISCHEN FRONT umzufallen. Erst Hassan II., jetzt auch Hussein von Jordanien? Aber warum hat gerade Hassan kurz zuvor Marokko eng an Libyen gebunden? Warum zieht sich die SOWJETUNION immer mehr zurück?

Diese kleine Welt! Da, wo sie am undurchsichtigsten, verzwicktesten, kompliziertesten ist, sollte man sie am genauesten kennen. SPEX reicht es nicht, die kleine Welt als kulturellen Supermarkt zu behandeln (auch wenn dieser Supermarkt uns ein Faszinosum bleibt. Was die Gewehrläufe nicht ausdrücken können, sagen halt die Gitarren. Was kann ein Handlungsunfähiger, Machtloser Anderes tun als symbolisch zu handeln: Kunst. What can a poor boy do… usw.). Laßt BEIRUT-FASHION-FEATURES denen, die ihren Spaß an gut abgehangenen Zynismen noch nicht verlernt haben (weil sie dafür bezahlt werden). Wir haben den Hamburger Nahost-Experten ANDREAS MINK gebeten, das Knäul zu entwirren, das uns als die angeborene Unfähigkeit des sprichwörtlichen Kameltreibers verkauft wird. Im ersten Teil analysiert er die Geschichte der Region vom Zerfall des osmanischen Reiches bis zur PLO, die verschiedenartigen KOLONIALISTISCHEN VERSUCHE der Briten, Franzosen und Amerikaner. Ein zweiter Teil, der sich der Russen, Ghaddafis, des Libanon und Nassers annehmen wird, folgt.



KEIN SOMMERLOCH IM Orient – Israels Premier beim König von Marokko zu Besuch, dann ist König Hussein von Jordanien da. Der veröffentlicht kurz darauf einen neuen Plan zur Lösung des Palästinenserproblems und fliegt nach Washington; dort trifft er sich mit Präsident Reagan, versucht amerikanische Waffen zu kaufen.

In Israel werden neue Gesetze verabschiedet, zwei, die auf den ersten Blick völlig widersprüchlich aussehen, die aber eine langfristige Politik erkennen lassen. Zum einen das Gesetz gegen rassistische Äußerungen und Bestrebungen – Araber sind auch Menschen, – zum anderen darf jetzt, laut Gesetz, kein Israeli, mehr mit Angehörigen der PLO sprechen.

In Beirut weiterhin Autobomben.

Diese Meldungen sind allesamt äußerst wichtig, aber sie interessieren kaum jemanden. Nachrichten aus dem Orient rufen meist nur Schulterzucken hervor, da unten ist eben Dauerkrise, kein Mensch versteht noch, wer sich warum mit wem verbündet, allenfalls liberale Mutmaßungen über das seltsame Tun dieser Kameltreiber vernimmt man in den liberalen Medien, diese Araber kommen halt nicht zurecht. Eine solche Haltung rechtfertigt noch die banalen und dummen „Auslandsjournal"-Berichte, in denen das Klischee vom fanatischen Araber, komplett mit den unausweichlichen Kindern in Uniform, gepflegt wird. Der Orient: das Gebiet, aus dem Öl und Terror kommen. Im Gegensatz dazu natürlich der Westen, Demokratie, Freiheit, Marktwirtschaft. Warum ist das so?

Doch die Beschäftigung mit orientalischer Politik ist lohnend, und wenn dabei nur rauskommt, daß man besser versteht, was Politik eigentlich ist, wer zu welchem Zweck mit welchen Mitteln gesellschaftlich handelt. Zustände sind gemacht. Im Interesse der einen Nation (Welthälfte, Klasse) gegen das der anderen. Politik ist, wie es so schön heißt, die Kunst des Machbaren.

Um die Autobomben und Staatsbesuche von heute in Zusammenhang zu bringen, muß man allerdings weit zurückgehen, bis in die Jahre, in denen der europäische Kolonialismus im Orient eindrang.

Schon um 1870 gab es die Rede vom politisch unfähigen Orientalen, die Vorstellung von den Völkern, die ohnmächtig, handlungsunfähig unter dem „Türkenjoch" dahinvegetierten. Gemeint war das Osmanische Reich, das seit Jahrhunderten den Balkan, die Türkei und die arabische Welt beherrschte, von Konstantinopel (oder Istanbul) aus, und gegen Ende des Jahrhunderts, endgültig nach dem Ersten Weltkrieg, wegerobert wurde (Balkanvölker wurden unabhängig, mit russisch-österreichischer Hilfe, Libyen von Italien geschluckt etc).

»Die Beschäftigung mit orientalischer Politik ist lohnend, und wenn dabei nur 'rauskommt, daß man besser versteht, was Politik eigentlich ist, wer zu welchem Zweck mit welchen gesellschaftlichen Mitteln handelt.«

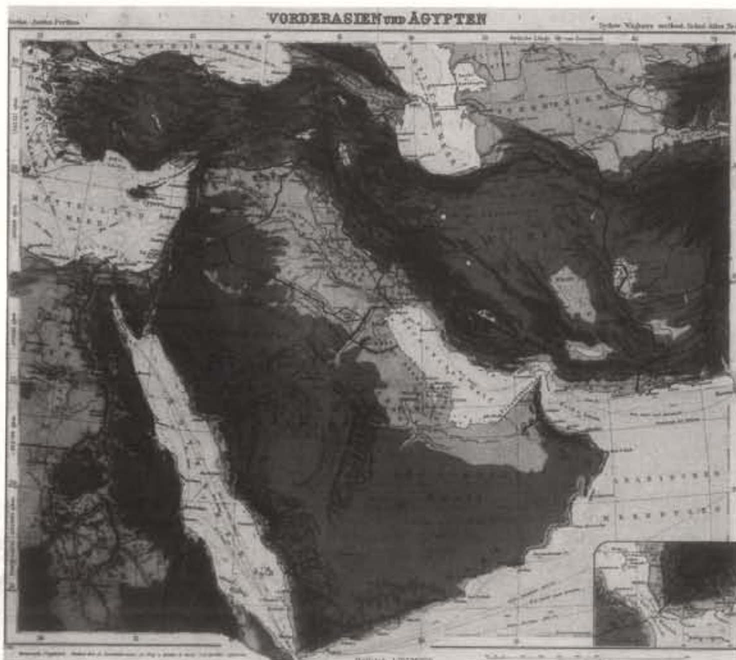
Erweckung und Erziehung wollten dann Frankreich und England, nach der Auflösung des Türkenreiches am Ende des Ersten Weltkriegs, in der Region betreiben. Auf den Konferenzen von Versailles, Sevres und San Remo beschlossen sie, das Osmanische Reich, von der Rest-Türkei abgesehen, in Mandate – Gebiete, die unter europäischer Anleitung zu Demokratie und Selbstbestimmung geführt werden sollten – aufzuteilen. Ein zumindest bizzarrer Beschluß, denn eben selbständige arabische Politik war es, die England den Sieg über die Türkei erst ermöglicht hatte.

Tatsächlich waren gerade die »vitalen britischen Interessen«, wie das in den alten Akten so schön heißt, ganz andere als die Beglückung unterentwickelter Völker mit den politischen Höflichkeitsfloskeln Europas.

Das Britische Empire sollte, mit dieser letzten Erwerbung, der Land-

Von Byzanz zur Autobombe

brücke zwischen Mittelmeer und persischem Golf, endgültig gesichert und abgerundet werden. Es ging um die Herstellung stabiler Verbindungslinien innerhalb des „Britischen Weltreichs", vor allem um den Seeweg nach Indien. Die Stationen entlang dieser Route: Gibraltar-Malta-Zypern-Suez-Aden, sind denn auch die Stücke des Empires, an denen Großbritannien am zähesten festhielt, ja immer noch – Gibraltar – hält. Heute möchte man diese „Communications", strategische Linien von Besitzung zu Besitzung, für Hirngespinste halten: Britannien-Cap-Cairo, von da aus, westlich, Malta-Gibraltar-Britannien, und, östlich, Suez-Aden-Ostafrika-Indien. Von Indien wieder, über Ostafrika-Sansibar, zum Cap; – 1920 entschieden die „Communications" die Zukunft einer ganzen Weltgegend.



Landkarte aus den 40er Jahren

Eine heroische Epoche

Ein Problem der Geschichtsschreibung bleibt der „arabische Nationalismus", ein Phänomen, das während des ganzen Jahrhunderts, bis hin zu Nassers und Ghaddafis Staaten-Verschmelzungsprojekten, eine zentrale Rolle im Orient spielt.

Eurozentristisch gedacht, indem man Veränderungen im Orient europäische Anstöße zugrundelegt, kann man arabisches Selbstbewußtsein als Reaktion auf Europas Vordringen in die Region deuten. Das begann mit Napoleons Landung in Ägypten, also um 1800.

Tatsächlich ist der arabische Nationalismus nicht ohne den Einfluß Europas zu erklären. Er entstand jedoch nicht als direkte Erwiderung auf wirtschaftliche und militärische Eroberungen Europas, sondern über die Krise, in die das Osmanische Reich angesichts seines Machtverlustes gegenüber Europa geraten war.

In Istanbul wurden, etwa seit 1870, verschiedene Modelle für eine Reform des Türkenreiches erwogen. Eine Möglichkeit wäre ein nach westlichem Muster organisierter Verwaltungsstaat mit der Zentrale Türkei gewesen. Ein andere eine Art Konföderation, die sich auf gemeinsame islamische Kultur, gemeinsame wirtschaftliche Interessen der Völker des Reiches hätte stützen können.

Diese Diskussion ergriff alle Provinzen, insbesondere jedoch die des „Fruchtbaren Halbmonds", der sich von Palästina über den Libanon, Syrien bis zum Irak, oberhalb der arabischen Halbinsel spannt. Dort lebten nebeneinander ethnisch und religiös voneinander abgegrenzte Gemeinschaften in einem noch halbwegs friedlichen Status quo. Kurden neben Armeniern, Araber neben Persern; Drusen neben Alawiten, Schiiten neben Sunniten, dazu eine Vielzahl christlicher Sekten, weitere islamische. Großgrundbesitzer, Kaufleute, Stammesscheichs, sie alle Mitglieder „großer", weitverzweigter Familien, gaben in diesen Gemeinschaften den Ton an.

Eine Neuordnung des bestehenden Zustands betraf daher zuallererst die feudalen Notabeln, denn sie betrieben Politik, mußten um ihre Positionen fürchten.

»Damals lebten in einem noch halbwegs friedlichen status quo Kurden neben Armeniern, Araber neben Persern; Drusen neben Alawiten, Schiiten neben Sunniten, dazu eine Vielzahl christlicher Sekten.«

Versperrten die „Großen Familien" den Angehörigen der unteren Schichten den Zugang zur Politik, so boten Militär und Verwaltung des Osmanischen Reiches auch Handwerkersöhnen und Mitgliedern kleinerer Gemeinschaften einen Weg zu Macht und Einfluß.

Die Diskussion um die Reichsreform wurde denn von Notablen und Offizieren aufgegriffen. Mit der Machtübernahme im Reich durch die Jungtürken, 1908, an der auch „jung-arabische" Offiziere, vor allem aus dem Irak, beteiligt gewesen waen, zerschlug sich bald jede Hoffnung auf eine Konföderation; Notable und Offiziere begannen daraufhin, sich im Fruchtbaren Halbmond in Geheimgesellschaften zu verbinden. Dort wurde am Vorabend des Ersten Weltkriegs über eine Neu-Ordnung der Region, ohne Türken, nachgedacht.

„Arabischer Nationalismus" begegnet uns hier als eine Angelegenheit der allein politisch aktiven, von Haus aus konservativen Oberschicht. Ihr Interesse an – auch wirtschaftlicher – Selbstbestimmung vermischte sich mit den Idealen des europäischen Nationalismus; eine genaue Definition arabischer Selbständigkeit, ein verbindliches Staatsmodell brachten die damaligen Überlegungen jedoch nicht hervor. Und doch fand man eine solide Lösung.

Die hieß Hussein Ibn Ali. Er war Mitglied eines der vornehmsten arabischen Clans überhaupt, Nachfahre des Propheten Mohammed, dazu Hüter der Heiligen Stätten – er trug den Titel des Sharifen von Mekka. Ein Mann mit Plänen, mit sehr guten Verbindungen in der arabischen Welt. Seine Person vereinigte ideal Anspruch auf weltliche und religiöse Macht, und er konnte, dank seiner Abstammung, auch den durch den Sturz des Sultans in Istanbul frei gewordenen Rang des Kalifen, des nicht nur religiösen Oberhaupts aller Muslime, für sich fordern.

Zwischen den Geheimgesellschaften, Hussein und den in Kairo sitzenden Briten begannen bald nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs intensive Verhandlungen, mit dem Ergebnis, daß den Arabern ein – vage umrissenes – Königreich unter haschemitischer Führung (Familie Husseins) versprochen wurde. Im Gegenzug unterstützten die Araber Britannien im Krieg gegen die Türken.

Das Ergebnis kennt man aus dem Kino: An der Spitze seines Beduinenheers, neben ihm Lawrence von Arabien, zog Feisal, Husseins Sohn, 1918 in Damaskus ein. Dort trat im Sommer 1919 der „Syrische Nationalkongreß" zusammen, dem Abgeordnete aus dem ganzen ehemaligen Türkenreich, darunter viele einstige Mitglieder des Osmanischen Parlaments, angehörten. Ein Jahr lang beriet die auch von den Briten als legitime Vertretung der arabischen Welt anerkannte Versammlung – eben bis im Sommer

»Im Sommer 1920 gaben die Siegermächte ihre Absicht bekannt, die Region in Mandate aufzulösen. Französische Truppen besetzten Damaskus, Feisals Armee wurde in der Schlacht von Maysallum geschlagen.«

1920 die Siegermächte ihre Absicht bekanntgaben, die Region in Mandate aufzulösen. Französische Truppen besetzten Damaskus. Feisals Armee wurde nahebei, in der Schlacht von Mayssallum, geschlagen.

Aus dem einigen arabischen Königreich bastelten die Briten drei Staaten unter ihrer Aufsicht, allesamt mit einem Monarchen aus haschemitischem Hause an der Spitze: Transjordanien, Irak und ein Königreich auf der arabischen Halbinsel, unter Husseins Herrschaft. Zumindest für Hussein selbst ein schlechtes Geschäft: In der Mitte der zwanziger Jahre eroberten die Saudis sein Reich, vertrieben ihn ins Exil, nach

Zypern. Dort fristete der große Mann einen armseligen Lebensabend als Zitronenhändler.

Mit der gewalttätigen Errichtung von Mandaten brach eine neue Epoche im Orient an. Die Idee der arabischen Einheit war weiterhin in aller Munde, in den Mandaten, deren Bewohner unversehens zu Staatsvölkern in spe geworden waren, bestimmte jedoch die Auseinandersetzung der Notabeln mit der jeweiligen Verwaltung den politischen Alltag. Mehr und mehr trat dabei nun die Selbständigkeit des Mandats in den Vordergrund, die „arabische Einheit" wurde zum Wahlslogan rivalisierender Blöcke.

Auch der Inhalt des Begriffs wurde zum Streitobjekt, da eine Vielzahl neuer Akteure die politische Bühne betrat. Die Ära der großen Herren, der „Helden", der ausschlaggebenden Persönlichkeiten, die „heroische Epoche", ging allmählich zu Ende. Neben sie traten, in Gewerkschaften und Parteien organisiert, die „Massen" und die Vertreter der Minderheiten.

Massen und MESC

Untrennbar mit den genannten „Einheimischen" Zutaten verbanden sich die politischen Maßnahmen der Mandatsmächte. Sie nahmen Bestrebungen, Ideen der einheimischen Politik auf, versuchten, sie zum eigenen Nutzen einzusetzen – was wiederum die einheimische Politik zu verschiedenartigen Reaktionen veranlaßt hat –, und sie gingen daran, für ihre Absichten Unterstützung bei gesellschaftlichen Gruppen zu suchen. Die fanden sie eher bei der Oberschicht; nach der bewährten Methode jeder Kolonialherrschaft, dem römisch-imperialen „Teile und Herrsche", vertieften die Mandatsmächte auch die Gegensätze in den vielschichtigen Gesellschaften. So wurden zum Beispiel bevorzugt Mitglieder einer Sekte zum Polizeidienst herangezogen oder in die unteren Ränge der Verwaltung berufen.

Damals entstand eine Fülle von Staatsideen, auf religiöser Basis ein islamisch-fundamentalistischer Staat; es war von Kurden-, Armenier- und Christen-Republiken die Rede; sozialistische und liberale, auch vom Faschismus inspirierte Modelle wurden erwogen. Alles Versuche, die Grundfrage – die der Staatsform – zu lösen, die immer tiefer klaffenden gesellschaftlichen Widersprüche durch eine Vereinbarung, der

»Das Credo der offenen Märkte bildete schon jahrzehntelang das Rückgrat des US-Imperialismus, sprich der Außenpolitik der USA. Der Dollar muß zirkulieren können, abgeschlossene Wirtschaftsräume wie der Ostblock oder anderer Leute Kolonien, sind da hinderlich.«

ein Großteil der Bevölkerung würde zustimmen können, zu entschärfen. Haupthindernis hierbei war die klare Absicht der Mandatsmächte, zu herrschen; sie konnten keine breite Basis für sich in ihren Kunststaaten herstellen, wurden vor allem als Unterdrücker, als Verräter (die Hussein-Geschichte) empfunden, daher setzten sie alles daran, keine Eigen-Organisation ihrer selbstgemachten Staatsvölker entstehen zu lassen. Oft spekulierten orientalische Politiker auf Hilfe von außen, sie suchten nach einer „dritten Kraft", mit deren Hilfe sie die dominierenden Engländer und Franzosen loszuwerden hofften.

Schon die Briten waren als solche „dritte Kraft" im Kampf gegen die osmanische Zentralgewalt in die Region gekommen, wie später, in den Vierzigern, die USA, in den Fünfzigern die UdSSR. Während der Dreißiger schaute man auf das Dritte Reich, es gab unter anderem, schon während des Krieges, ein streng geheimes Angebot aus dem Umkreis des ägyptischen Königs an Hitler, doch zum Islam überzutreten, der Orient würde sich geschlossen hinter ihn stellen...

Während die politische Situation in den Mandaten immer unüberschaubarer wurde, hielten die Mandatsmächte weiter alle Fäden in der Hand, ein Umstand, der sich, zumindest für die Briten, im Zweiten Weltkrieg bezahlt machen sollte. Sie konnten im Orient eine neue Front aufbauen, nachdem Frankreich 1940 gefallen war. Über die zerplitterte Region legte sich das Netz britischer Militärverwaltung, ihre gesamte Wirtschaft wurde in den Dienst der Kriegsproduktion gestellt. Mittel hierzu war ab 1942 das MESC, das Middle East Supply Center, ein gewaltiger Verwaltungsapparat, der vier Jahre lang die Wirtschaft des Orients erfaßte, durchdrang und lenkte. Ab 1941 erreichten amerikanische Rüstungslieferungen, über Suez und den Persischen Golf, die Region, mit dem Kriegseintritt der USA kamen zum ersten Mal amerikanische Militärs, Techniker und Diplomaten in größerer Zahl.

Damit beginnt das, in seinen Folgen kaum abschätzbare, Engagement der USA im Orient. Besser als über das MESC hätten sie die Region nicht kennenlernen können. Und sie hatten schon bald große Pläne mit ihr.

Das „größte strategische Vorfeld aller Zeiten" und Öl und Dollars

Vermutlich war es zuerst die Militärs der USA, die sich überlegten, was mit dem Orient nach dem Krieg geschehen sollte, denn wirtschaftlich waren die Amerikaner, von Saudi-Arabien abgesehen, kaum in der Gegend präsent gewesen. Daß ein wirtschaftliches Credo, das der offenen Märkte – „open door" –, den Militärs geläufig war, darf man voraussetzen. Schließlich bildete es schon jahrzehntelang das Rückgrat des US-Imperialismus, sprich der US-Außenpolitik. Der Dollar muß zirkulieren können, abgeschlossene Wirtschaftsräume, wie anderer Leute Kolonien oder der Ostblock, sind da hinderlich.

Noch vor Ende des Krieges stellten sich amerikanische Generalstabsoffiziere und hohe Beamte die Frage, wie der nächste Krieg aussehen würde und von wo aus den USA Gefahr drohen könnte.

Nur die eurasische Landmasse könnte einen gefährlichen Gegner hervorbringen – es galt also zu verhindern, daß dort eine dominierende Großmacht entsteht. Nicht nur mußte amerikanische Politik von nun an in Europa und Asien direkt eingreifen, für den Ernstfall war es angesichts immer weitreichenderer Waffensysteme unabdingbar, die USA schon in Asien und Europa zu verteidigen.

Geographisch ideal geeignet schien hierzu der Orient, der in

Von Byzanz zur Autobombe

weitem Bogen, von Marokko bis Persien, Eurasien umspannt. Dort war auch der Rohstoff zu finden, dessen Besitz jeden weiteren Krieg mitentscheiden würde: Öl.

»How to oil the next war?« wurde zur Schlüsselfrage.

Praktisch mußten sich solche Überlegungen gegen die Sowjetunion richten; deren eher zaghafte Versuche, im Iran, Libyen oder der Türkei Fuß zu fassen, beantworteten die USA mit massiven Gegenmaßnahmen. Die 1947 verkündete „Truman-Doktrin" erklärte den Orient zum amerikanischen Interessengebiet, gleichzeitig ging man daran, das von den Militärs geforderte Netz von Stützpunkten aufzubauen und großzügige Entwicklungsprogramme, die infrastrukturellen Adern für die reibungslose Zirkulation der amerikanischen Währung, zu starten.



Leila Khaled

Die USA handelten als „Leader of the free world", die verantwortlichen Bürokraten waren allerdings der Ansicht, der Orient sei von sich aus nicht in der Lage, die ihm zukommende Rolle als stabiler Teil der Freien Welt zu spielen, deshalb müßten nun die USA erziehend und helfend tätig werden.

Die britischen Erziehungsmethoden hatten versagt, in den Mandaten regte sich heftiger Widerstand, soziale Konflikte hatten sich während des Krieges zugespitzt, der Ruf nach Unabhängigkeit war dringlich laut im Orient geworden.

Sowohl der in den Mandaten jeweils herrschenden Oberschicht wie auch den wirtschaftlich völlig erschöpften Briten kam der amerikanische Wille, in der Region für Ordnung zu sorgen, entgegen. Wie die neue Ordnung auszusehen hätte, arbeiteten die USA und Großbritannien 1947 in den „Pentagon Talks" aus. Ergebnis war ein ebenso raffinierter wie ehrgeiziger Plan, der einerseits den Ländern Unabhängigkeit zugestand, ja sogar so etwas wie „arabische Einheit". Diese jedoch in Form eines Staatenpaktes unter westlicher Patenschaft – so konnte man die rivalisierenden Regime unter einen Hut bringen, ohne Gefahr zu laufen, mit einer geschlossenen, selbständigen Region Schwierigkeiten zu bekommen.

> »'How to oil the next war' wurde zur Schlüsselfrage.«

Andererseits wollte man – dies eine tatsächlich neue imperialistische Methode – über Entwicklungsprojekte Staudämme, Industrieansiedlung, Städtebau, Hilfe beim Erziehungswesen, Handelsabkommen, Zusammenarbeit mit „fortschrittlichen" gesellschaftlichen Gruppen, dem Bürgertum, Militärs, Technikern, Beamten (deren Ausbildung man gerne übernahm), die Gesellschaft der Länder derart gestalten, daß sie von sich aus den Interessen der USA entsprechend handeln würden.

In der BRD hat das geklappt, im Orient nicht. Drei Gründe mögen hier mit entscheidend gewesen sein:

- Zum einen waren die Staaten der Region selbst, ehemalige Mandate, Kunststaaten ohne einen gesellschaftlichen Konsens, in denen sozusagen Form wie Inhalt des Staates noch völlig unbestimmt waren, derart in sich fraktioniert, daß Einflußnahme von außen nur bestimmten Gruppen zugute kommen konnte – die Konflikte in der Gesellschaft vertieften sich daher.
- Zum anderen bewog die Kommunistenfurcht unter Truman und Eisenhower die USA zu oft dazu, auf die „falschen Pferde" zu setzen, so war Nasser 1952, nach der Offiziersrevolte in Ägypten, zunächst durchaus kein Gegner der USA, amerikanischer Druck machte ihn dazu.
- Schließlich scheiterte die Stabilisierung der Region nach amerikanischer Vorstellung am klassischen Nah-Ost-Konflikt, an der Israel-Palästina-Frage.

Die „arabische Einheit" lag nicht mehr im Interesse der in den nun unabhängigen Staaten herrschenden Regime, hinter dieser Forderung standen nach dem Krieg die unteren Klassen, der Nationalismus verschob sich jetzt, wo die regionale Bourgeoisie sich auf die Zersplitterung in Kunststaaten und die damit verbundene Ankopplung an die von den USA vorgesehenen wirtschaftlichen Abhängigkeiten eingestellt hatte, von einem Selbsterhaltungsreflex der lokalen Feudalen zu einer progressiven Forderung, das „eine arabische Vaterland" wurde zur revolutionären Parole. Aber sie blieb problematisch, beantwortete nicht die Frage, was mit den Minderheiten geschehen sollte. Es ist deshalb kein Wunder, wenn gerade bei Vertretern von Minderheiten sich sehr viele Marxisten finden, die durch ein „sozialistisches arabisches Vaterland" Minderheitenprobleme, imperialistische Intervention und soziale Unterdrückung beseitigen wollen.

> »Es ist kein Wunder, daß sich gerade bei den Minderheiten sehr viele Marxisten fanden, die durch ein 'Sozialistisches Arabisches Vaterland' Minderheitenprobleme, imperialistische Intervention und soziale Unterdrückung beseitigen wollten.«

Die PLO – Wie lange gibt es sie noch

Die Stationen des Nah-Ost-Konflikts dürften einigermaßen bekannt sein: 1948 ziehen sich die Briten aus ihrem Mandat Palästina zurück, gestehen offen ihr Scheitern ein: die UNO beschließt eine Teilung in jüdische und arabische Regionen; sofort nach Abzug der Briten bricht Krieg aus; die Massenflucht arabischer Bewohner (1948 2/3 der Bev.) verstärkt sich dadurch noch – das Flüchtlingsproblem ist da: in Westjordanien, Ägypten, Libanon und Syrien entstehen riesige Camps, in denen rund 400.000 „Palästinenser" leben.

Jede Organisation hat zwei Gesichter: zum einen brauchen gesellschaftliche Gruppen eine Partei etc., um überhaupt handeln zu können; die Organisation entsteht also aus der Gruppe oder Klasse. Andererseits kanalisiert die Organisation die Gewalt, die aus gesellschaftlichen Konflikten entsteht, macht sie für Gegner greifbar, was zur Verwischung, zur Erledigung des Konflikts ohne wirkliche Lösung führen kann.

Dieses Schema wird in der PLO sichtbar.

Der Anstoß zu ihrer Gründung kam in den frühen sechziger Jahren von Nasser und anderen arabischen Staatsoberhäuptern. Vorher war Ende der fünfziger Jahre in den Flüchtlingscamps eine Reihe kleiner Guerillagruppen entstanden, die, kaum von arabischen Staaten kontrolliert, den Kampf gegen Israel aufgenommen hatten.

Eine Dachorganisation der Palästinenser kam so nicht nur deren eigenem Interesse, international verhandlungsfähig zu sein, eine eigene Perspektive zu finden, entgegen, sondern sie entsprach auch dem Interesse der arabischen Anrainerstaaten, ihren Konflikt mit Israel besser kalkulierbar zu machen und eine gewisse Kontrolle über die Camps und die Aktionen der Guerilla auszuüben.

Der Gründungskongreß der PLO, 1964 in Jerusalem abgehalten, etablierte die Organisation als von allen arabischen Staaten und den Palästinensern anerkannte Vertretung palästinensischer Interessen. Noch nahmen eher traditionelle Vertreter palästinensischer Politik, Männer

aus einflußreichen Clans, die Mehrheit in ihrem Exekutivkomitee ein, doch schon das Gründungsmanifest der PLO war radikal – darin wurde die alte Forderung nach arabischer Einheit verbunden mit der nach Revolution in der arabischen Welt.

So birgt das Palästinaproblem das Kernproblem der arabischen Welt. Denn nur über gemeinsames Handeln könnten die arabischen Staaten genügend Druck auf Israel und den Westen ausüben, um so den Palästinensern die ersehnte Heimat zu geben. Doch die PLO sah von Anfang an ihre Heimat nur in einem, durch Revolution herzustellenden, einigen arabischen Vaterland, stellte damit also die bestehenden Staaten und deren mühsam um Legitimation ringenden Regime in Frage.

Wie denn nun dieser Staat ausse-

»Doch die PLO sah von Anfang an ihre Heimat nur in einem, durch Revolution herzustellenden, einigen arabischen Vaterland, stellte damit also die bestehenden Staaten und deren mühsam um Legitimation ringende Regimes in Frage.«

hen soll, ist unter den einzelnen Organisationen, die sich in der PLO zusammenfanden, umstritten. Deren Spektrum reicht von marxistisch-leninistischen Gruppen wie der FLP = Popular Front for the Liberation of Palestine des griechisch-orthodoxen Christen George Habbasch bis hin zu islamisch-fundamentalistischen. Die breite Mitte nimmt die Al-Fatah unter Führung Yassir Arafats ein, tatsächlich eine gemäßigte Organisation, die sich als ideologiefreie Vertretung des palästinensischen Anspruchs auf Selbstbestimmung sieht.

Die Al-Fatah entstand vor Gründung der PLO als Guerillaorganisation im Gazastreifen; nach dem Debakel im Sechs-Tage-Krieg waren es Fatah und andere Kampfgruppen, die in der PLO die Führung übernahmen.

Die PLO konnte in den siebziger Jahren eine Reihe von Erfolgen erringen. Arafat trat in der UNO auf, wurde zu einer der bekanntesten Figuren überhaupt, die Organisation nahm an internationalen Verhandlungen teil und genießt als UN-Mitglied fast den Status eines Staates.

Die Niederlagen, angefangen beim „Schwarzen September" 1970, als die jordanische Armee militärisch gegen die Kampfgruppen vorging, über die Debakel im Libanon, die im Auszug aus Beirut 1983 gipfelten, bis hin zur Dauerniederlage, nicht von den USA und Israel als Verhandlungspartner akzeptiert zu werden (was nun heute auch noch von Israel per Kontaktverbotgesetz auf jeden Untertanen ausgeweitet wurde), stellen die Existenz der PLO jedoch allmählich ernsthaft in Frage.

Immer schon waren die Palästinenser auch Mittel arabischer Politik, sie zu unterstützen diente der Legitimation der Regime nach innen, dementsprechend versuchten die arabischen Staaten stets, die PLO zu lenken, gründeten zu diesem Zweck ihre „eigenen" Palästinenser-Gruppen, wie etwa die syrisch gesteuerte Al-Saiga, die im Libanon heftig mit der Fatah focht.

In jedem nahöstlichen Staat, der der PLO als Basis gedient hat, haben sich aufgrund der Anwesenheit der Kommandos die sozialen Konflikte verschärft, am heftigsten im Libanon.

Als eine Art „moralische Instanz" stört die PLO, indem sie Revolution, arabische Einheit und Unabhängigkeit verkörpert, dient sie der armen Bevölkerungsmehrheit in jedem Staat des Orients als Bezugspunkt – daß die Staaten die PLO loswerden wollen, sie jedenfalls zur handlungsunfähigen Hülse machen wollen, liegt daher auf der Hand. Eine Schatten-PLO wiederum ließ sich noch als Argumentationsmittel in den Auseinandersetzungen rivalisierender Regime einsetzen.

Jetzt kommen endlich die neuesten Nachrichten aus Nah Ost zu ihrem Recht: die Perez-Reise nach Marokko und die Aktivitäten Husseins lassen darauf schließen, daß nach Ägypten nun auch Marokko und Jordanien dabei sind, eine Lösung des Konflikts mit Israel ohne PLO zu suchen. Gleichzeitig soll wieder amerikanisches und europäisches Geld – Bangemann war neulich in Kairo – in die Region kommen.

Die idealistische Hoffnung der Araber, endlich ihr Schicksal selbst zu bestimmen, den wirklichen „arabischen" Staat zu errichten, wird sich durch eine Zerstörung der PLO nicht beseitigen lassen. Mit der PLO verschwände gleichwohl die letzte Perspektive einer, wenn auch gemäßigten, so doch von Tradition und Zielen fortschrittlichen Realpolitik; der Triumph des religiösen Fundamentalismus, dessen einziger Bezug zu einer arabischen Einheit auf der zweifelhaften Einheit des islamischen Glaubens beruht, wäre komplett. Wenn die PLO sich auflösen sollte, dann nur unter gewaltigen Zuckungen – der „Terror", noch immer ein politisches Mittel, würde zum Zweck degenerieren, blind, blutig, vervielfacht in aller Welt, im Nahen Osten ununterbrochen.

Hier fehlt ein zweiter Teil – der wird folgen und sich mit Nasser, den Russen, dem „Arab Cold War", Libanon, Ghaddafi und natürlich den Leopard-Panzern für die Saudis und der allgemeinen Perspektivlosigkeit in der Region befassen.

LESER Briefe

SPEX-Verlag · Severinsmühlengasse 1
5000 Köln 1

(32 gekürzte von insgesamt 89)

a) ALLGEMEINES

Jawohl, Ihr seid das definitive Indie-Magazin. Jawohl, Ihr wisst, wie man gut und schlecht auseinanderhalten kann. Ganz einfach: alles, was irgendwie, irgendwo kommerziellen Erfolg hat, ist verdorben. Ebenso seid Ihr die Erhalter (vielleicht sogar Schöpfer) des Punks. Leider lehnt sich Johnny Lydon auf, tja, ein schlecht erzogener, junger Mann. Ich denke da an Echo & The Bunnymen. Einstmals eine gute Band, aber SPEX darf sie nicht mehr loben, weil sie etwas Erfolg haben. Ebenso wie Smiths, Pil und andere
EDL, Leverkusen

Wir schlagen die Lektüre der letzten Pil-LP-Kritik und des letzten Smiths-Artikel vor.

Welchen Sinn haben eigentlich die allmonatlichen Clara-Drechsler-Schmähungen und Beleidigungen seitens der Leser?
Halt, Moment mal! Clara Drechsler ist doch eine Frau! Sind das am Ende alles Sexisten?
Martin Ottmann, Stuttgart

Ich hab die Faxen dick. Welcher paralytisch degenerierte Affenarsch regt sich mittlerweile nicht mehr über D.D. auf? Wer meint, um DD zu verstehen jedesmal ein Lexikon zu benötigen, der sollte sich auf die Lektüre einer Zeitung, die mit B anfängt und mit D aufhört beschränken. Übrigens: jeder Fish-Mäc fressende Voll-Prolet ist mir lieber, als ein sich arrogant gerierender Tarnkappen-SPEX-Leser, der allürenhaft sich eine SPEX kauft, in der elitären Hoffnung einer intellektuellen Minderheit anzugehören. Ihr Waver seid wirklich das Gelbe vom Ei und das stinkt langsam schlimmer als die Slip-Einlagen meiner Großmutter. Die ornithologische Hoffnung, daß diese Aasgeier bald zum Abschuß frei sind, hat auch der Punk-Heinz-Sielmann Dirk Scheuring noch nicht bestätigt. Wann ist es soweit?
The Duke Of Montenegro, Essen

Hallo Clara!
Gratuliere! Mit dem Red-Skins-Artikel (SPEX 6/86) hast Du endlich auch meinen Nerv getroffen. Daß eine 9 x schlaue Post-Abiturientin mit Leuten, die sich zur Arbeiterbewegung zählen, nicht reden kann, wundert mich nicht. Dazu macht einem das Bekenntnis zum Sozialismus (was immer das ist) gleichermaßen angreifbar für kulturtragende Eierköpfe wie für die Tiefflieger der marxistisch-leninistischen Sektenszene.
Aber was reg' ich mich auf, wo doch längst bekannt ist, daß Du, Clara D., das geliebte Haß-Objekt der SPEX-Lesergemeinde bist. Mit Deinen Beiträgen lieferst Du die nötige Wutstütze, um nicht schon in der Mitte des Hefts einzuschlafen. Dazu: viel Feind, viel Ehr'! Diedrich D. kann dafür ungestört in Erinnerungen schwelgen und Apercus anbringen, Joachim L. läßt versöhnlich weiter hinten das Heft noch seinen Preis wert erscheinen.
Die Red Skins haben jedenfalls eines mit SPEX gemeinsam: sie sind (in der jeweiligen Sparte) das beste, was derzeit auf dem Markt ist. Aber sicher.
F.F., München

A touts les amis de la revolution culturelle
Frère Colonel Moammar El Kadhafi, leader de la Glorieuse Revolution de „ELFATAH" a le grand plaisir de vous informer que les STREET BOYS avec leur chanson populaire SOME FOLKS jouissent de son soutient total dans le combat contre la musique pop decadente americaine.
Vive la simple chanson populaire!
Veuillez agreer tout notre respect,
Holi, Bureau du Chef de la Revolution

DAS LICHT: Michael Ruff, Ralf Niemczyk und Diedrich Diederichsen liebe ich geradezu! UND DIE DUNKELHEIT: „Das Fräulein Drechsler hat einen scharfen Witz, gell?!" — „Da kannst aber ein Kilo Zwiebeln drauf essen!'
Muchamedown, Frankfurt

Salve Spex
Sich über gute Zeitschriften wie „die Zeit" auszulassen, ist eine Sache, aber einen dermaßenen Krampf loszulassen, eine andere. Wenn sich D.D. einbildet, er habe die Weisheit mit Löffeln gefressen, dann soll er sie aber für sich behalten. Auch der Rest dieses Blattes stinkt schon meilenweit (vor lauter Arroganz). Ihr bildet euch wohl ein, Ihr seid das einzig wahre Magazin. Der Scheiß ist nur, daß man Spex kaufen muß, wenn man etwas über die Independent-Szene wissen will. Aber ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es irgendwann einmal eine mächtige Konkurrenz geben wird, die Euch dann das Wasser ganz langsam abgräbt, so daß Ihr ganz langsam und qualvoll krepiert.
Katharina Ceming, Augsburg

Was die Lektüre der „Zeit" doch alles anrichtet: die Bildung des Adjektivs „dermaßen" — läßt sich auch steigern: dermaßen, am dermaßensten — und krude südamerikanische Folter- und Gewaltphantasien — langsam qualvoll krepieren — dabei hatte die „Zeit" doch noch vor kurzem auf ihre unvergleichlich hassenswerte Art gelehrt: „Gewalt beginnt beim bösen Wort". Dz, dz.

Sehr geehrte SPEXLER,
schön in Eurer Zeitung Kritisches über Eckhard Henscheid zu lesen. Ganz zurecht stellt DD die Frage, was ein solcher Fasler in der TITANIC zu suchen hat. Dabei war der alte Henscheid nicht gerade auf den Kopf gefallen, doch diesen Hinscheid gibt es nicht mehr.
Ich beobachte diesen Wandel schon seit längerer Zeit und es gibt einige Indizien, die festgehalten werden müssen:
In einer älteren TITANIC Ausgabe fiel mir eine etwas seltsam anmutende Anzeige auf, in der der Eckhard aufs Übelste diffamiert wurde (pläne-Verlag/Degenhardt LP). Diese Anzeige blieb in den folgenden TITANICen unkommentiert, es wurde aber eine auffällig heftige Werbekampagne für die Produkte Henscheids gestartet, die sich selbst in eure letzte Spex hineinerstreckte (z.B. Nr. 8/86, Seite 65).
Weiter wird mit einem vergleichsweise jugendlichen, seit Jahren immer gleichen Foto Henscheids geworben, das eigentlich nicht mehr ganz dem Bild eines weit über sechzigjährigen Schwaflers entspricht, das man sich beim Lesen seiner Beiträge über ihn macht.
All diese Unstimmigkeiten können nur einen Grund haben, nämlich, daß E. Henscheid einer seiner erledigten Fälle wurde und diese unsere Erde verließ.
Wer ist also derjenige, der unter Verwendung des Namens eines verblichenen, allseits geschätzten Satirikers diesen schändet? Es kommt eigentlich nur einer in Frage, nämlich der nicht tot(!)zukriegende Henning Venske, der schon den Vorläufer der TITANIC zum Sinken brachte.
Darum lebt Henscheid trotz aller Entgleisungen weiter fort und kann nicht eliminiert werden, da dies schon vor längerer Zeit geschehen ist (AIDS?).
Klaus Mergentaler, hart an der Grenze zum Walter-Gröbchen-Land.

Kompliment! Auch wenn das neue Spex-Format kleiner ist, so steht doch trotzdem die gleiche Menge Scheiße drin!
Carlo Baumann, Muddenhagen

Zu Mounir's Brief in 7/86
Mounir! Du hast mir aus der Seele und aus dem Herzen gesprochen. Dank dafür!
Frank Goldberg, Bremen

Also hört mal, lese die neue Spex und hab' „The Firstborn Is Dead' aufgelegt, weil nemmich in hiesigen Gefilden noch nix von Cave's neuesten Ding zu vernehmen is'. Und jetzt wollte ich ma' fragen, warum dat so is'.
The Astonishing Bedman, Borchen

Lieber Astonishing! Wegen Querelen mit dem Cover ist die LP „Kicking Against The Tricks" auf den 18.8. verschoben worden.

Leserbrief des Monats
Clara, der Poet!
Clara, die Glucke/Clara, die Unkluge/Clara, die Dumme/Clara, die Hummel/Clara, der Pummel/Clara haßt Rummel/Clara hat Kummer/Clara ißt Hummer/Clara liegt im Schlummer/Clara wird immer dimmer/Clara wählt meine Nummer/Clara hört nur den Summer/Clara legt den Hörer runner/Clara wird wieder munter/Clara wird immer gesunder/Clara wird immer bunter/Clara fallen schon die Haare runter/Clara kauft jetzt fiel Plunder/Clara kauft eine Standuhr/Clara trinkt viel Whisky pur/Clara lacht dabei immer nur/Clara muß dringend mal in Kur/Clara hört nämlich nur noch Cure/Clara ist jetzt ein Schaf und muß zur Schur/Clara hat ein Härchen nur/Clara kauft sich eine Schnur/Clara bringt sich endlich um/Clara's Lebzeit ist jetzt um/Clara kommt zum Teufel dann/Und alles fängt von vorne an.
Trixi, Berlin

Liebe Spexies
Allein der Spruch „Nobody Loves You When You're Down And O'Dowd" ist so gut, daß ich am liebsten selbst drauf gekommen wäre — darüber hätte ich mich noch Jahre gefreut. Da ich Boy George einfach liebe (Obwohl ich mit meinen 24 Jahren natürlich allgemeinem Einvernehmen nach zu alt für solche Scherze bin) habe ich vom Tag der „Sun"Enthüllung an, täglich verschiedene Fleet-Street-Blätter gelesen, abgesehen davon, daß Euer Artikel ganz meiner Meinung entspricht, ist der Stil schlicht brillant, sogar witziger und besser als der Bericht im NME, und der war schon nicht schlecht.
Anja Lüders, Lübeck

Liebe Leute!
Recht vielen Dank für Wedding Present bzw. A Witness. Zu meinem Glück würden mir noch ein paar Zeilen über die Three Johns und ganz besonders über die Soup Dragons fehlen. Ansonsten Keep on Keepin on.
Dirk, Simmerath

Betr.: Erinnerung an die guten alten Zeiten
Sehr geehrte Damen und Herren!
Oh Nein! Was zuviel ist ist zuviel! Es scheint, als seien die kurzen Jahre des Auflackerns eines guten Musikjournalismus nun endgültig vorbei, Schpecks is back at its roots und wird wieder jene Zeitung, die „von einigen Kölner Hippies" (ein Sounds-Zitat) gemacht wird!
Man erinnere sich nur an die Lichtblicke, die es in der Zwischenzeit gegeben hat: Der geradezu geniale Artikel von good old Clara und Gerald Hündgen über NORTHERN SOUL, der beste Musikartikel, den es je gegeben hat; oder Ralf Niemczyks Erstlingswerk MODS IN DEUTSCHLAND, für das er ganze Passagen aus dem MOD-Buch abschrieb, er übernahm sogar einen Druckfehler („Sam Cook") und übersetzte R'n'B in purer Inkompetenz „Rhythm and Beat" — nein, was konnte man da lachen (wirklich!); und als letztes Aufbäumen wäre vielleicht noch der Kevin-Rowland-Artikel (auch Clara) zu nennen.
Aber was gibt's heutzutage? Buhuhu, nicht einmal mehr Scheurings SOUL CONTROL hat noch Platz, über so widerliche Hippies wie Dr. and the Medics erscheint absolut unkritischer Schwachsinn und überhaupt ist jetzt wieder Independent-Gewichse angesagt. Es kann nicht heißen: Es gibt nichts Neues mehr, drum hören wir wenigstens independent, sondern es muß heißen: Es wird nichts Neues geben, drum lieben wir das alte!
Es lebe die schwarze Musik! Es leben die Fanzines!
Grüße an alle MODS und SCOOTERBOYS!
Berlin
P.S. Mit anderen Worten: Ich kündige hiermit mein Abo!

Ehrlich gesagt ist dem Kulturjournalismus schon längst die Luft ausgegangen. Übrig bleibt die Ruine eines Schreibens auf Teufel komm raus. Popjournalismus ist das nicht sowas wie ein verlängerter Arm der Plattenindustrie? Oh, du Scheiße, geheiligte gegenseitige Abhängigkeit. Ein Kesseltreiben. Im Kessel: die, die noch an ein WEITER glauben oder daran festhalten. Verdammt nochmal, liebt wenigstens Clara, wenn sie aus dem Sog der freundlichen Gestik ausbricht. Das Wissen um solche Leute ist zwar oberflächlich betrachtet befriedigend, aber der Geist erbarmt sich Niemandem und schreit „es werden genug Konzessionen eingegangen", womit alles wieder seinen Glanz verliert. Kultur- und Popjournalismus erscheint mir nichts weiter als ein nettes Spiel mit Gewinnern und Verlierern zu sein.
Sizi, Freiburg

Betrifft: Mexico
A. Banaski's WM-Nachlese war formidabel: SCHLAGSAHNE & BLUT.
Einzig vermißt habe ich angesichts des Vakuums auf der rechten Außenposition eine Reminiszens an unseren letzten großen Flügelstürmer, mein Idol, Rüdiger Abramczik.
Nichtsdestotrotz mit sportiven Grüßen
Martin Wibeau, Tübingen

b) OSNABRÜCK, MÜNSTER, SCHEURING, LOTTMANN

Gerade Artikel gelesen (Münster, Osnabrück) — war großartig — Letztes Drittel er-

schreckend wahr — ooch hier in Berlin,
Kristina

Alle 4 Wochen zum Kiosk gerannt, mit kindlichem Ungestüm und allem, was dazugehört und immer bereut und geärgert. Ich hasse euch, weil Ihr nicht glaubt, was Ihr schreibt und mich selbst, weil ich trotzdem glaube, was ich lese. Früher war das Gute zeitlos oder mindestens 1 Epoche lang. Seit SPEX dauert das Gute mickrige 4 Wochen lang, bevor es ächzend versinkt. Denn es gibt nichts, worüber sich nicht auch Schlechtes sagen ließe.
Das Glück ist immer woanders. Punkt. Gelesen in der Badewanne, am Klo, am Bahnhof, in den Armen der nörgelnden Freundin, die nicht mit Reizen geizte, und trotzdem immer weitergelesen, fiebrig, die Sätze mitgesprochen. Gefunden, was ich mein Leben lang gesucht habe und die schreiben's einfach so hin.
Jim Avignon, Mannheim

An Eure Spitzenkräfte!
,,Freitag'', zweiter Teil, bleibt aus der nun folgenden Kritik ausgenommen! — Gefällt uns sowohl vom Stil als auch vom Inhalt her ausnehmend gut!!!
Aber der Rest!! Ihr beschreibt da die OS-Szene ausschließlich nach den Aussagen einiger weniger Möchtegernszenisten! Es gibt schließlich nicht nur das ,,Sunny Demestozs''-Fanzine der eh(e)r (frag-)würdigen Herrn Barkawitz, Bödeker und Markus! Habt Ihr für diese wichtigtuerische Selbstdarstellung wenigstens Werbehonorar kassiert? Von Szene keine Spur!! Es liegt wohl unter Eurer Würde die unzähligen Kellercombos wie Ultimus Prolepunk, Pattex, Delirium, Falsche Freunde etc. zu erwähnen, da diese nicht die nötige Connection haben, um sich so peinlich produzieren zu können wie der Irrtum-Harderberg-Clan.
Da habt Ihr Spitzenkräfte an Oberflächlichem wahre Spitzenleistung zustandegebracht!
Frau Pseudo und Herr Nym

Hallo SPEXLER!
Vielen Dank für Euren Bericht über Münster. Zum erstenmal hat einer über diese Stadt so geschrieben, wie ich sie tagtäglich empfinde.
Eine Stadt, die sich großstädtisch gibt, bei näherer Betrachtung aber so provinziell ist wie Paderborn oder noch schlimmer.
Nicht umsonst gibt es diesen Spruch über Münster, den kein Münsteraner mehr hören kann, der aber trotzdem sehr prägnant **Das Leben** wiedergibt.
,,Entweder es läuten die Glocken oder es regnet''. ,,Wenn beides zusammen passiert ist Send''.
Eine Stadt, die durch katholischen Mief und CDU-Mief, was in etwa das gleiche ist, derart eingerostet ist, daß sie sich auf lange Zeit nicht mehr regenerieren kann.
Mit freundlichen Grüßen
Dirk, ein 25jähriger waschechter Münsteraner

Abt. Blind Nüsse!!!
Da fahren nun Dirk Scheuring und Lottemännchen mit 'ner Kutsche durch das schöne OSNABRÜCK und vergessen tatsächlich ihre Augen aufzumachen. Sonst hätten sie wohl kaum verpennt, daß es in Osnabrück außer Lüde & seinen Kumpanen und dem Sunny Domestosz Umfeld noch eine weitere Underground Attraktion gibt, nämlich the NACKTMOLLEN!!! Na ja, passiert is passiert, und wer die Welt verpennt, hat Nacktmollen nich gekennt! Macht aber nix, denn am 30.8. gibt das 'nen LIVE Gig in der Avantgarde Regionsdisco Circus Musicus!!!
Ach ja, noch was, Scheuring/Lottmann Tours sollten sich nächstes Mal einfach Stadtprospekt holen, is echt einfacher, stehen auch mehr Denkmäler drin! Mit Grüßen ans Nena Flattop und SPECKS Städte reisencooperation verabschiedet sich unehrenhaft.
Rimarimba, Osnabrück

Lieber Herr Scheuring,
lieber Herr Joachim Lottmann,
ich bin kein regelmäßiger, aber ein doch recht interessierter SPEX-Leser. Und so habe ich mich auch gefreut, daß sich SPEX auch einmal mit unserer Heimatstadt Münster beschäftigte. Doch das, was ich im Artikel ,Das Glück ist immer woanders' und vor allem im Kommentar ,Helden für einen Tag' lesen mußte, hat mich doch stark betroffen gemacht. Joachim, Dein teilweise beleidigender und aggressiver (,,BOMBE-DRAUF-EFFEKT'') Stil spricht für sich; Dir liegt nichts an einer sachlichen Auseinandersetzung mit der Stadt und ihren Einwohnern und Einwohnerinnen, sondern nur daran Deinem persönlichen Unmut auf diffamierende Art und Weise Luft zu machen.
Du berücksichtigst dabei nicht, daß es gerade Leute wie der von Dir erwähnte 32jährige Soziologie-Student mit seiner Doktorarbeit zu ,,Jugendrebellion als Widerstand'' sind, die sich bemühen, mit ihrer theoretischen Denkbarkeit den Nährboden für kritische und fortschrittliche Tendenzen zu schaffen, auf dem auch Publikationen wie der ,Spex' gedeihen können.
Hast Du Dir schon einmal Gedanken gemacht, warum gerade in Münster und Umgebung so viele junge Menschen regelmäßig den ,SPEX' lesen? Meiner Ansicht nach liegt es eben an jener gemeinsamen Freude am herzerfrischend-unkomplizierten Umgang mit gesellschaftlichen Normen, der Freude am Wort, an der facettenreichen Ummantelung jedweden Inhalts, um die Erfahrung, eigene Individualität und soziokulturellen Kontext schreibend in Verbindung zu bringen, die den aufgeschlossenen Studenten/die aufgeschlossene Studentin mit der SPEX verbindet.
Ich erwarte keine Entschuldigung von Dir/Euch, aber überdenkt bitte Eure Zeilen noch einmal.
Mit freundlichem Gruß
Ignaz Sülzhammer, Münster
P.S.: Weder sind in unserer Stadt Münster, wie du behauptest, Autos verboten, noch ist es zutreffend, daß es hier nicht genügend hübsche, saubere und adrette Mädchen gibt.

c) DIEDERICHSEN, DRECHSLER, MORRISSEY & DER REST

Hallo Spexer!
Zuerst herzliche Gratulation, Diedrich, zu diesem wahrhaft gelungenem Smiths-Artikel. Kannste ohne eigene Unterbewertung stolz drauf sein. Apropos drauf sein, ich war es nicht mehr, als ich das neuformatige Augustheftchen mit in den Waschsalon genommen habe. Einmal gefaltet, schon lag der Innenteil zwischen Kippen, Staub und überflüssigen Waschpulverbröseln auf den abgewetzten Fliesen. Das Cover sehr verloren in meiner Hand. Scheiße, ey.
Frank Ternalen, Hamburg

Schlecht, schlecht, schlecht. Ein Musik-Express-Outfit. Wie kann man nur. Unterer Durchschnitt. Der Anfang vom Ende. Zu Diederichsen: Mensch trennt euch von dem Mann. Der fette Kloß steckt doch voller Komplexe. Häßliche Menschen, die keine hübschen Frauen abbekommen neigen dazu. Städteberichte sind echt gut, aber wann kommen die Stories über die wahren wichtigen Städte Deutschlands, nämlich Düsseldorf und München?
Volker, München

Clara Drechsler: Im Housemartins-Artikel schreibt sie von einem Anti-Apartheid-Konzert und dessen Teilnehmern bzw. Problemen. Auch wenn die einzige südafrikanische Band Geld für ihren Auftritt verlangt, sind das trotzdem Schwarze! Wer ,,Neger'' sagt ist entweder ein Hohlkopf oder eine Rassistensau. Aber sonst Mädel, alles klar. Ach ja, da fällt mir noch was Persönliches ein: Rolo McGinty sappelt auf einmal was von einer Tätowierung, die muß er ja bei Clara entdeckt haben. Wie denn? Wo denn? Was denn?
Michael Ruff: Er ist fachlich der wohl fähigste Mensch in eurem Verein, aber sein großmäuliges, elitäres Auf-die-Knacke-Hauen irritiert ein wenig. Der Kerl glaubt doch wohl nicht, daß ich DM 14,30 bezahle, um Bill Carters Fähigkeiten oder Schuhe zu bestaunen. Die Schuhe interessieren mich herzlich wenig und die Fähigkeiten sind mir bekannt. 2 7/18 mal dürft ihr raten, warum ich wohl das Konzert besucht habe.
Diedrich Diederichsen: Es wurde schon viel zu diesem Wesen gesagt, ich glaube sogar zu viel. Der Smiths-Artikel war schon nicht mehr witzig, genauer gesagt: die Birne zuknallen und sich an die Schreibmaschine flunzen kann ich auch. Ich verdien' nur meinen Lebensunterhalt nicht damit.
Allgemein: Fußball-WM: sehr gut. Virgin Prunes: sehr gut. Münster/Osnabrück: recht informativ, aber wertvoll? Werdet billiger!
Neil O'Hooligan, Hamburg



DD wird ja seit geraumer Zeit in den verschiedensten Medien als Pop-Papst bezeichnet. Da ich weder in Spex noch anderswo ein Dementi fand, scheint er auch selbst diese Einschätzung zu teilen. Doch auch der Papst ist fehlbar, siehe Smiths-Artikel. Ich schlage für das nächste Heft vor, damit die Linie stimmt: Coverartikel über Cat Stevens und ein Räucherstäbchen für jeden Abonnenten, wirklich, das war ein Ausrutscher.
M. Zolondek, Oerlingen

So ziemlich das Beste gleich zu Beginn, bitte noch mehr Inhaltsverzeichnis. Manchmal ahnt man schon, was Herrn Diederichsen so autoritätsausstrahlend macht, beachtet man nur den Smiths-Artikel. Gute Ideen und Selbstbewältigung des Spex-eigenen Problems mit denselben, die geltende Lehre hat eine Variante, wenn nicht sogar eine Wende bekommen. Frau Drechsler hat ihren Zenit erreicht, das Interview mit Herrn McGinty ist, trotz der vernachlässigenswerten Langspielplatte, grandios und gigantisch. Wann hat Herr Diederichsen so viel Zeit so viele Platten zu hören und sie auch noch zu besprechen? Herr Bömmels hat Herrn Ridgway nicht verstanden. Man kann ,,Camouflage'' auch übersetzen, die LP hat eine Textbeilage, der man den korrekten Inhalt entnehmen könnte. ,,Zeitschriften zwei'' ist die dunkle Seite der Medaille. Auch intelligent eingesetzte Polemik ist keine gute Polemik. Wie weh tut mir noch dieses herzlose ,Kack ab, Marc Almond'' von neulich. Das war ja noch nicht einmal intelligent. Mehr Provinz, der Anfang ist gemacht. Helden, ewige Helden gibt es überall.
Guido Graf, Hildesheim

Sehr geehrter Diedrich und Anhang,
Ooh, Diedrich Diederichsen, kennst Du eigentlich den Unterschied zwischen DIR und einer Dose HUNDEFUTTER?? — Nein? (macht nichts, war ja klar)!
In einer Dose Hundefutter ist mehr HIRN drin!!!
Und der Rest Deiner an Schizophasie erkrankter Schreiberlinge ist wohl müde geworden und hofft durch das neue Format (IGITT) fast 5 Seiten einsparen zu können, wie unchristlich!
Mit herzlichem Beileid
Markus Müller, Walsrode

SPEX
natürlich muß Lilian Gish (aber Du kannst auch Diedrich zu mir sagen) die SCHEISS/SMITHS besprechen, wahrscheinlich hatte er seine feingliedrigen Intellektuellenfinger (,,Rock-Hack'', hä? ha ha) auch beim neuen Zeitgeist-Mag-LayOut und beim Pseudo-Anti-Zeitgeist-Mag-Format (PAZMF) im Spiel, aber müßt Ihr deswegen so unsäglich coolishe Leserbriefe wie den des ,,Einen aus dem Odenwald'' abdrucken? Weiß doch jeder, daß DeeDee ziemlich widerlich ist, und feige, oder hätte er seine von sentimentalen altsiebziger Emotionen bestimmte BOWIE/,Labyrinth'-Kritik sonst ohne das Fazit ,,bemitleidenswert ekelhaft'' in den Satz gegeben. OK, das mußt mal sein, Arschloch.
Wie alle DD-Hasser liebe ich Clara, obwohl sie wohl nicht in der richtigen Stimmung war für die August-Ausgabe, kein HIT diesmal (bis auf den Housemartins-Reader; aber um alles in der Welt, was soll denn der Herr auf dem Zaun trinken wenn nicht real ale? Brause etwa?); aber wenn die Zeitgeist-MAG-SA ersteinmal die SPEX-Redaktion zerschlagen hat, Schreiberline und DD's wie die Hasen über die Felder hetzen, böte ich Schutz und Unterstützung liebend gerne, Frau Drechsler, ohne feistes hintergedankliches Grinsen, aber das können Sie wohl nicht sehen.
Schöne Tage in Happaranda und keine Sommergrippe wünscht euch F

Rhabarber,
sagt mir nichts gegen den Diederichsen. Das Denken in Vierjahreszyklen fasziniert ungemein; '82 Sounds, Kid P., Fußball und Andreas Dorau, '86 Spex, Andreas Banaski (haha), Fußball und Annabella. Während der ältere Spex-Leser (wie ich, 20) narkotisiert und entrückt im Rausch der Nostalgie taumelt, wundern sich die Kleinen. Alles kleine Herfried Henkes, Cure als das höchste der Gefühle. Was muß dieser Mensch bei Euch mitgemacht haben.
Der zweite Teil des Spex-Flashs ist das ständige Neueinbringen längst vergessen geglaubter Namen, alles überschlägt sich, wieder neue Namen, erneuter Überschlag, das Hüsker-Dü-Syndrom. Die Zahl der Leute wächst, die das Spex achselzuckend weglegen, scheißdrauf. Jede der Spex-Ausgaben mit DD ist mir mehr wert als der gesamte Jahrgang '83. Ich erwarte jetzt eine Rehabilitation der Gang Of Four inklusive eines Diskurses unter dem Motto ,,Wärense dennu politischer als die Pop Group oder nicht?''. Des weiteren eine Anleitung zur Herbeiführung eines neuen Pub-Rocks, nach welchem uns dann der Punk Flash (remember Wire) in die Venen gedrückt wird.
Diese Zyklen . . .
Tilo Drebes, Niebüll

An die SPEX-Redaktion, gedacht als Leserbrief:
Mensch Mann. Können wir. Wenden wir uns philosophisch der Diederischsenschen Appreciation Morrisseyscher Intentionsreflektionen über eine relativ tote Königin zu. Obwohl mir möglicherweise die nötige Differenzierungsqualifikation zur Pauschalisierung des Problems fehlt, möchte ich jedoch eine effizient relevante Innovationsthematisierung vornehmen. Wie man von Herrn Diederichsen erfuhr, kann eine Gesellschaft nur dann funktionieren (siehe Sexbeat), wenn gewisse, also bestimmte Teile dieser Gesellschaft die Gesamtheitsharmonie nicht stören. Ach was! Oder: Ah ja! — dann eben nicht. Aber die Metaphorik der Erörterung spricht wie etwa die Erfindung ,,Luft Rad Dreht Sich Im Wasser' für eine recht eigensinnige Interpretation. Vorschlag: D.D. druckt Vokabelerklärungen unter seine Artikel! Management der Fahrraddiebe, Södel

Foto: Moni Kellermann

HAR! HAR! HAR! HAR! HAR!



Damit hat wohl keiner gerechnet, aber wie sagte schon ZsaZsa Gabor zu Hans Herrmann Weyer: Wortbrüchige Leben länger. Da schworen wir, nie wieder ein Wort über Sigue Sigue Sputnik zu verlieren und jetzt schenken wir sie den ersten zwanzig Abonnenten unseres Magazins. Warum wir das tun? Weil wir so sind, eingezwängt in den Stacheldraht der Dialektik, in das Anhören des anderen Teils, in das bohrend-quälende What if **they** are right? Und wo eine Fachkraft wie Ruff sich einsetzt und wo wir nicht umhin können die Zeilen „Stereo/Video/ Psycho-freako-horrorshow" für die gelungensten seit Dante, Derschau und Stingl zu halten, da wollen wir eben, ja wie nennt man das, zur, nun ja, objektiven vorurteilslosen Meinungsbildung beitragen, so wie wir das eben immer zu tun pflegen, mit einem Lächeln im Knopfloch und einem Aasgeier auf dem rechten Knie. Für die ersten 20 Neuabonnenten (Zahlungseingang ist entscheidend, ihr Fiepsmäuse) die neue Lyrik-Empfehlung aus Suhrkamps weißer Reihe, auch als EMI bekannt: „Flaunt it" von Sigue Sigue Sputnik.

ECRITURE AUTOMATIQUE

Und wieder ein aufschlußreicher Traum aus Redaktionskreisen, trefflich die berufliche Belastung, aber auch verdrängte Wünsche unseres Stabes reflektierend. Diesmal ein authentischer Traum von Diedrich:

Mit Jutta und Clara in England. All die netten, Tee ausschenkenden jungen Bands, die sich in abgebrochenen, braunen Hinterhofgegenden 'rumdrücken, bestehen jeweils zum Ende des Interviews darauf, daß wir unsere Artikel extrem kurz halten und auch ganz bestimmt ihren Namen falsch schreiben. Einverstanden. Ich bin zur königlichen Hochzeit eingeladen, habe aber nicht die richtige Kleidung, an meinem Hemd fehlt ein Knopf und ein Kaffeefleck nervt. Ich winde mich durch irgendwelche Zofengemächer und bitte gehetzt um Hilfe, ernte aber nur geschäftig-mürrische Antworten. Plötzlich tut sich eine Schranktür auf und die Queen selbst bittet mich ins Nebenzimmer, serviert einen Tee und will sich mit mir unterhalten. Sie ist überaus reizend und wir reden stundenlang über Politik, wo wir uns in allen Fragen einig sind. Sie trägt türkis und rät mir dasselbe zu tun. Ich sage, ich könnte sowieso nicht, ich müsse noch zu einem Treffen im VanVliet-Institut. Hier sind wieder Clara und Jutta dabei. Das VanVliet-Institut befindet sich im ehemaligen Palast des König Midas (wie der nach England kommt weiß ich nicht), ein imposantes Bauwerk, ganz in Gold (natürlich!), mit allerlei Gräben und Zugbrücken, ähnlich den verborgenen Inka-Siedlungen in einschlägigen Dabobert-Duck-Geschichten. Als Mitglieder einer internationalen Wissenschaftler-Delegation werden wir in die Innengemächer geleitet, wo das Archiv seine kostbarsten Stücke aufbewahrt, darunter eine in Hamburg aufgenommene Captain-Beefheart-Single mit dem Titel „Hamburg-Blues", Komponisten Schröder/Meyer/Beefheart/ Schmidt, und ein Foto von VanVliets/ Beefheart als zweiter Sänger von The Taste. Ich weiß noch wie mein Auge suchend über das Foto gleitet, v.l.n.r.: Rory Galagher, der Bassist, der Drummer und ganz rechts ein riesiger Mann im Glitter-Cowboy-Anzug, der sich schräg zum Mikro 'rüberbeugt, eindeutig Captain Beefheart.

Auf dem Rückflug sitze ich im Flugzeug (wieder ohne Clara und Jutta) neben den Müttern von Max Hetzler und Bazon Brock, die mir heftig vorwerfen, ihre Söhne zum Trinken verleitet zu haben. Der Pilot sagt, daß man aus dem linken Fenster sehen könnte, wie eine Concorde uns überholt und gerade die Schallmauer durchbricht. Die Concorde wird zwar vorne immer schneller, kommt aber nicht vom Fleck, zieht sich stattdessen unwahrscheinlich in die Länge, das Heck immer noch auf gleicher Höhe, der Bug in der Unendlichkeit. Da muß ich bei der Stewardess meinen Cognac bezahlen. Frau Brock reißt mir die Pfundnote aus der Hand: »Die ist nicht echt!« ●

ROCK MUNDIAL 86
NEW ROSE SIEGT

from Memphis

New 68. ALEX CHILTON

No sex (12")

■

55.4160

from Boston

Rose 87. THE COUNT

New Changes

■

09.4156

from Oklahoma City

Rose 81. FORTUNE TELLERS

f.t.f.f

■

09.4142

from L.A.

Rose 88. BLOOD ON THE SADDLE

Poison Love

■

09.4158

from San Francisco

Rose 90. DAMON EDGE

Grand Visions

■

09.4171

from New Zealand

Rose 91. REPTILES AT DAWN

Naked In The Wilderness

■

09.4172

Coming Soon: TAV FALCO. SKY SAXON. SIRENS OF 7th AVENUE. IMITATION LIFE

T O U R I N G   S O O N   I N   G E R M A N Y

VIRGIN PRUNES



LP. The moon looked down & laughed

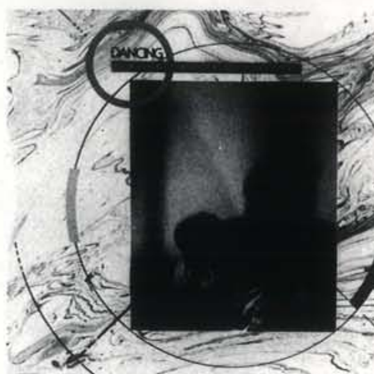
■

(09.4175)
also on cassette & CD
12" Our love will last forever

■

(55.4170)

CHARLES DE GOAL



12" Dancing

■

(55.4165)
7" Dancing

■

(01.4177)
out soon: Double Face (Double LP.)

■

(09. 4188)

PSYCHE



12" Contorting the image

■

(55.4169)
Also available:
Insomnia theatre
(Double 12")

NEW ROSE records

SPV Distribution: SPV GmbH, Plathnerstrasse 5b,
3000 Hannover 1, West-Germany,
Ttx. (17) 5 11 84 47 spv d

Der Geschmack des Nordens

096-511



Original-Import.

Voll-Würzig. Männersache.

Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,2 mg Nikotin und 16 mg Kondensat (Teer) (Durchschnittswerte nach DIN)